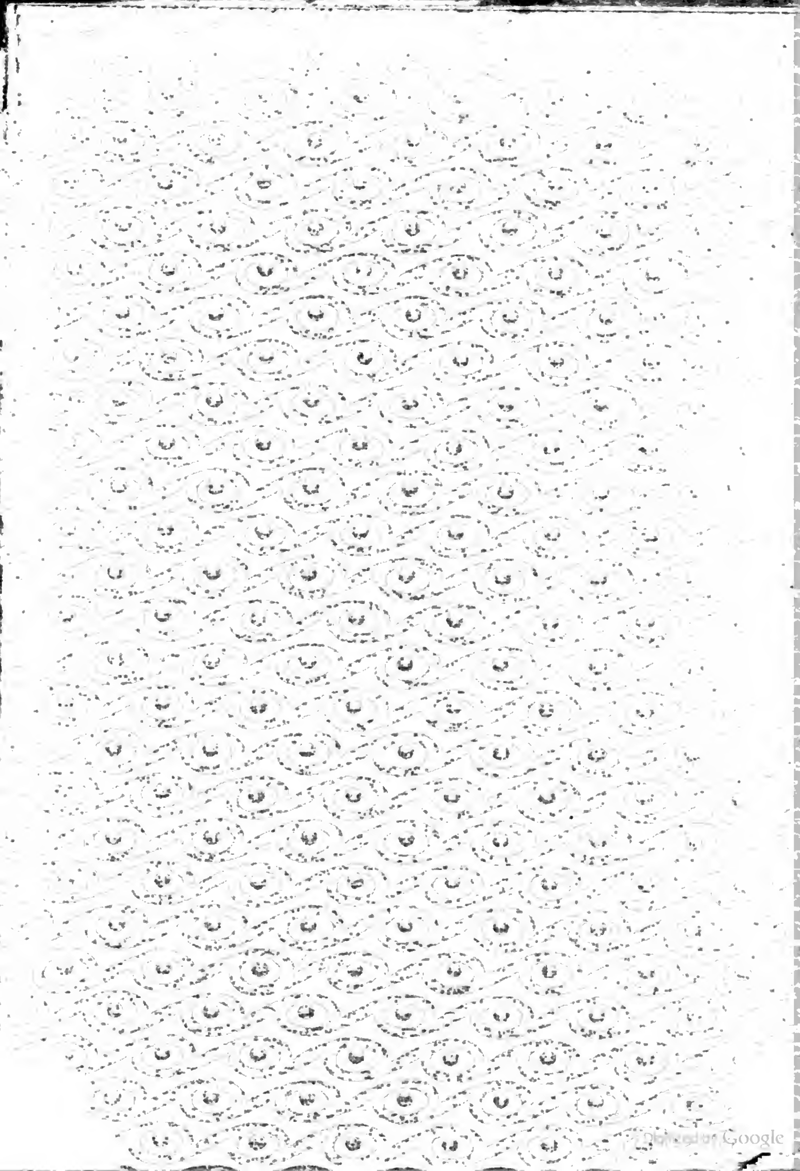
Mathias Siebenlist und das schloss der hundert liebhaber

Richard von Schaukal


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



RICHARD SCHAUKAL
SCHLEMIHLE

SCHLEMIHLE

DREI NOVELLEN

VON

RICHARD SCHAUKAL



MÜNCHEN UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER
1908

Von der ersten Auflage dieses Buches wurden 25 Exemplare auf Bütten abgezogen, vom Autor signiert und in Ganzleder gebunden. Der Preis eines solchen numerierten Luxusexemplars beträgt 15 Mark.

DORA HOHLFELD

in Freundschaft

Wien, März 1907

R. Sch.

INHALT

MATHIAS SIEBENLIST UND DAS SCHLOSS DER HUNDERT LIEBHABER

I.

Mathias Siebenlist war das einzige Kind einer Wäscherin. Außer einem Buckel und dem Mädchennamen seiner Mutter hatte er nichts auf die Welt mitbekommen, das ihn anfangs sonderlich von andern Kindern unterschieden hätte. Späterhin fand er solcher Unterschiede mehr. Aber an diesen beiden unerbetnen Merkwürdigkeiten trug er immerhin genug für ein Leben, das kurz und ins Dunkel verlaufen sollte.

Eines Tages, als Mathias ungefähr sein sechstes Jahr erreicht haben mochte, begleitete er die Mutter, wie er dies zu tun pflegte, auf ihren Austraggängen in der Kundschaft. Damals war es, daß das dritte Besondre sich zu erfüllen schien, das nebst seinem Buckel und seinem kuriosen Namen bestimmt war, ihn unter den andern auszuzeichnen: er gewann einen Freund. Daß es noch nicht der richtige wäre, konnte er ebenso wenig ahnen wie dieser richtige selbst. Und das ist ja das Lebendigste am Leben, daß es ein Märchen ist, dessen Zusammenhang zwar im Nachhinein immer sichtbar

wird, für einen idealen Zuschauer, heißt das, dessen Begründung wir ihm, dem Leben, aber wohl ganz allein überlassen müssen. Hier setzt die Philosophie ein, und die hat, in einem nicht mißzuverstehenden Sinne hinwiederum, eigentlich nichts mit dem Leben zu tun . . . Mit der Freundschaft also, die sich später als ein Irrtum herausstellen sollte, ging es so zu: In dem Hause, das die Wäscherin an jenem Tage zum ersten Male besuchte, seit sie durch die beflissene Köchin die Nachricht empfangen hatte, man bedürfe ihrer, wohnte und zwar im zweiten Stockwerk eine Familie, die aus einem kleinen Knaben, namens Ralf, und den Eltern dieses Knaben bestand. Die Eltern waren offenbar in guten Verhältnissen, was nicht nur aus der Lage ihrer erst kürzlich bezogenen Wohnung, deren Umfang und Ausgestaltung, sondern auch — und das machte auf Mathias jedenfalls den größten Eindruck — aus der Tatsache hervorging, daß Ralf, der Mathias mit dem freudigen Ausruf: „Mama, da ist ein Bub!“ in seine Stube hereinzog, eine Unmenge von Spielsachen auf Schränken und Gestellen um sich versammelt hatte.

Nach Überwindung einiger unter Kindern ähnlich, wenn auch nicht auf dieselbe klägliche Weise wie zwischen Erwachsenen sich ergebenden Förmlichkeiten, richtiger wohl Unförmlichkeiten der gegenseitigen Annäherung begann ein Spiel aus dem Stegreif, wie es eben nur Kinder, diese wahrhaftigen Stegreif- und Gnademenschen, zu erschaffen imstande sind — später sind sie selbst nur Spielzeug —, ein Spiel, das mit hochgeröteten Wangen bei Ralf und sonderbarer Wehmut bei Mathias für diesmal seinen Abschluß fand.

Als sich Mathias, dem die nebelige Herbstluft kalt um die Ohren schlug, an der Seite der schwer an dem Wäschekorbe der neuen Herrschaft schleppenden Mutter wieder auf der Straße wußte, war das schweigsame Kind mit Gedanken beschäftigt, die ihn mit einer nicht minder harten Last bedrückten als ihre Trage die vornübergebeugt tief atmende Mutter.

Diese Gedanken begannen alle mit Warum und endeten irgendwo in dumpfer Traurigkeit, wo sie sich häuften. Mancherlei hatte sich Mathias an dem denkwürdigen Abende

mit der nachwirkenden Kraft des Ereignisses in die Seele gesenkt, war vielmehr auf sie gefallen, wie ein Ziegel hoch von einer Feuermauer herab auf ein verlassenes Dach fällt, schwer und dröhnend, und dann Jahre und Jahre dort liegen bleibt in Regen, Schnee und Frühlingssonne, — eines jedoch war dem Kleinen sonderlich nahegegangen: der Vater Ralfs hatte seinen Buben herzlich geküßt, ihn selbst, Mathias, aber nur mit einem Blicke gestreift, der alles eher denn Freundlichkeit ausdrückte.

Und daß es Ekel vor dem Buckel gewesen war, Abscheu vor der armseligen Kleidung, Mißtrauen gegen den Gesundheitszustand dieses ungebetenen Spielkameraden seines sorgfältig behüteten Einzigen, alles das zusammen hatte Mathias einen nicht etwa in seine Bestandteile zerlegten, aber in seiner Rätselhaftigkeit nur umso schmerzlicheren Eindruck hinterlassen, den er jetzt, neben der schwer tragenden Mutter, empfand, als sei sein Buckel, von dem er längst durch die Hohnrufe der Straßenjungen tief beschämende Kenntnis erlangt hatte, noch einmal so groß, noch einmal so

häßlich geworden. Es fror ihn entsetzlich, wobei nicht mehr festgestellt werden kann, ob dies nur durch den Wind und seine dünne, auch sonst unzulängliche Bekleidung verursacht oder auch durch ein heftiges innerliches Frösteln bedingt war.

Auf dem langen Wege nach Hause war dem Krüppel trotz seinen Gedanken zweierlei aufgefallen: zunächst ein Kind, das im Dunkel bettelte und dazu in jammernden Tönen die Worte sagte: „Geben Sie mir etwas, ich bin ein armes Kind“, dann der Klang einer Geige, durch ein erleuchtetes Fenster hervordringend. Der kleine Bettler und sein weinerlicher Singsang schienen Mathias eine tiefe Demütigung des Menschengeschlechtes und der unvermöglichen Leute insbesondere zu bedeuten. Da er unter heftigem Herzklopfen mit den Erinnerungen an das verlassene warme reiche Zimmer beschäftigt gewesen war, hatte ihn die klägliche Bitte im Innersten getroffen. Er schwor sich, niemals, und sollte es sein Leben gelten, sich also vor andern zu erniedrigen. Die Mutter atmete schwer unter ihrer Traglast . . . Die Geigentöne hin-

wiederum griffen an ein Unbekanntes in ihm, das allsogleich, aufgelöst in schmerzliche Lust und Sehnsucht, sich hervordrängte. Dort, in der Musik, rief ihn die Heimat seiner zum Wandern verdammten einsamen Seele. Und er beschloß, ein Musiker zu werden, ein Geiger . . .

Derweilen war der Vater seines neuen Freundes in das Zimmer seines Söhnchens getreten und hatte den hoch Geröteten ermahnt, die Ordnung unter den herumgestreuten Spielsachen wiederherzustellen. Da sich Ralf nur unwillig dazu anschickte, hielt ihm Herr Mertens eine kleine Standpredigt über die Pflichten des Besitzes, vergaß auch nicht des armen Knaben zu erwähnen, dessen Mutter nicht in der Lage wäre, so schöne und kostbare Spielsachen anzuschaffen; also — der Schluß war von praktischer Tendenz durchsäuert — also solle er gern und eilig alles auf den schicklichen Platz bringen. Hierauf sah der Vater nach der Uhr und äußerte seine Ungeduld, da die Stunde des Abendessens sich als längst überschritten erwies.

In der Küche lehnte der Bediente und

rauchte, die Linke bereits in dem weißwollenen Servierhandschuh, noch eines der zahlreichen in seinem Besitz befindlichen Zigarrenenden, während die Köchin die Suppenterrine füllte. Vor ihm stand der große Bernhardinerhund, ein Aristokrat in seiner Welt, und sah treu und klug zu ihm hinauf. Gnädig streichelte ihm der Diener den weich behaarten Kopf. Dabei überlegte er, ob er die Köchin wohl mit Erfolg um einiges Geld werde anzugehen imstande sein, das er für den Abend benötigte. Er war gesonnen, einen Maskenball aufzusuchen, zu dem ihm eine Freundin einen Eintrittsschein verschafft hatte. In der Tasche hatte er eine Ansichtspostkarte, aus einem schlesischen Gebirgsdorfe datiert, darin ihn das frühere Kindermädchen des Haussohnes in unbehilflichen Worten um ein Zeichen unveränderter Gesinnung bat. Das Mädchen war vor einigen Monaten entfernt worden, weil es in einer schwachen Stunde dem Begehren des Dieners sich nicht verweigert und die Folgen dieser Unbesonnenheit sich in störender Weise bemerkbar gemacht hatten. Seither hatte ihr der Liebhaber keine Nach-

richt gegeben. Da die Glocke aus dem Speisezimmer heftig ertönte, strich der Bediente die Handschuhe fester und ergriff das Tragbrett . . .

Ralf lag längst in seinem Bett, als sich sein Vater, bei einer Flasche Wein und einer kräftigen Zigarre, an seine Gattin gewendet, heftig darüber ausließ, daß Wäscherinnen und derlei zur Besorgung von Angelegenheiten des Haushalts von auswärts herangezogene Personen ihre Kinder mitbrächten. Die Gefahr, die durch solche Berührungen für den Kleinen entstand, konnte nicht peinlich genug im Auge behalten werden. Kinder dieser Klasse seien unreinlich, schlecht gehalten im allgemeinen und bei ihrer Unterernährung Krankheiten nur allzu leicht ausgesetzt. Auch besuchten sie die öffentlichen Schulen, säßen oft, ohne daß ein Maßgeblicher etwas verhütend unternähme, neben andern längst mit irgendwelchen Gebrechen behafteten Kindern . . ., wie leicht konnte auf diese Weise, ehe man sich's versähe, diese und jene Krankheit hereingeschleppt werden. Was nun den heute von ihm, dem Vater, hier betroffenen

Knaben selbst angehe, so sei er schon ob seines körperlichen Mangels und der unausbleiblichen abstoßenden Wirkung auf den Schönheitssinn Ralfs ein durchaus nicht zuzulassender Umgang, abgesehen davon, daß Bucklige von mißtrauischer, heimtückischer Gemütsart, ja von nachweislich böswilliger Gesinnung und also auch in moralischer Hinsicht kein erwünschter Verkehr für einen wohlgehaltenen Knaben wären.

Mathias Siebenlist lag wie Ralf unterweilen in seinem Bette, wenn man anders das dürftige Lager, bestehend aus einer magern Streu auf dem Fußboden und einem darüber hingeworfenen zerschlissenen Tuche, mit diesem behaglichen Namen bezeichnen mag.

Ralf träumte von Mathias, Mathias aber träumte von einem Bettelkinde, das ein Geiger war.

Der Diener des fürsorglichen Hauses befand sich indessen mit Erlaubnis seines Herrn, der die Maxime befolgte, jungen Leuten Dinge lieber nicht zu verwehren, die sie ihrer Neigung gemäß ja doch nicht würden lassen können, auf dem Maskenball

im „Grünen Anker“, betrank sich an jungem Wein fast bis zur Betäubung und verführte, wie dies unter jungen Leuten ihrer Neigung gemäß üblich ist, ein Mädchen, namens Klara, Tochter eines Mietkutschers, das in Gesellschaft einer Freundin dem Tanzvergnügen angewohnt und sich, vom ungewohnten Weingenuß gleichfalls benommen, der Zudringlichkeit des stärkern Burschen nicht zu erwehren vermocht hatte.

Als der Familienvater am andern Morgen sich zum gewohnten Gang ins Bureau mit der Sorgfalt ankleidete, die seinem Stand in der Beamtenhierarchie, seinem Barvermögen und seiner Erziehung entsprach, unterstützte ihn der Diener, einigermaßen schlaftrunken, aber mit der Sicherheit eines Mechanismus durch die üblichen Handgriffe. Ralf schlief noch, und Mathias war mit seiner Mutter bereits auf den Wegen ihres harten Berufes.

II.

Es hatte sich ergeben, daß trotz den Bedenken des Vaters Mathias Siebenlist und sein neuer Freund einander öfters sahen, als der Moral, der Ästhetik und der Hygiene

förderlich sein konnte. Die Wäscherin brachte ihren Knaben jedesmal mit — wohin auch hätte sie den Kleinen während ihrer Gänge tun sollen? —, der Vater schalt erst regelmäßig, dann unregelmäßig, endlich vereinzelter Weise. Die Mutter beschwichtigte mit Gelassenheit, wußte sie doch, daß ihres Eheherrn Prinzipien durch die Bequemlichkeit bedingt waren und den Tatsachen gegenüber meist in weichlicher Nachgiebigkeit versagten. Und als Ralf, der zu Hause bei einem schüchternen Kandidaten keinerlei Fortschritte in den Wissenschaften machte, endlich doch in die öffentliche Schule gegeben ward, fand er sich zu seiner Freude mit Mathias Siebenlist zusammen, der bisher ebenso wie sein behüteter Freund den Fährlichkeiten der Kinderkrankheiten noch entgangen war. Natürlich bekamen sie und noch eine ganze Reihe von Klassengenossen nacheinander sowohl die Schafblattern wie die Masern wie den Keuchhusten. Aber sie überstanden beide alle diese Übel, mit dem Unterschiede, daß Ralf bleich und fett, Mathias braun und mager heranwuchs. Die fetten Polster auf den Gliedern Ralfs ver-

schwanden mit der Zeit, die Magerkeit von Mathias erhielt sich. Jener gehörte zu den Kindern, denen die armen Mitschüler nur allzu beflissen in den Winterüberrock helfen, dieser zu den Kindern, die solange von den armen und wohlhabenden Mitschülern verspottet werden, bis sie sich einmal Respekt verschaffen, was nicht ohne arge Tätlichkeit abzugehen pflegt. Ralf lernte ohne sonderliche Aufmerksamkeit, kam aber recht und schlecht durch, Mathias, der in die schönen Lehrbücher seines Freundes mit hineinsehen durfte, lernte eigentlich gar nicht, wußte aber immer, worum er gefragt wurde. Ralf begann bald Zigaretten zu rauchen und einen Stock zu tragen, ahmte die Hosenmoden der jüngern Beamten nach, die er im elterlichen Hause zu sehen Gelegenheit hatte; Mathias, der im Laufe der Zeit aus einem Spielkameraden ein Lerngenosse, ja ein nachhelfender Lehrer bei Ralf geworden war, erhielt die abgetragenen Kleider seines Freundes, verschmähte Zigaretten, las aber die Bücher, die Ralf zu Weihnachten und an Geburts- und Namenstagen erhielt, immer schon vor dem Besitzer,

ja, er wußte den einigermaßen teilnahmslosen Ralf dazu zu bewegen, daß dieser seinen Vater um die unumschränkte Benützung der Bibliothek ersuchte, sie zugestanden erhielt und — Mathias überließ.

Eines Tages war Mathias von der gewohnten Nachmittagsstunde ausgeblieben. Als ihn Ralf am folgenden Morgen in der Schule antraf und nach der Ursache fragte, erhielt er die halblaute Auskunft: „Meine Mutter ist gestorben“. Am nächsten Tage, dem des Begräbnisses, fehlte Mathias auch in der Schule. Aber am übernächsten saß er bereits wie sonst an seinem Platze. Es war Ralf nicht eingefallen, daß er etwa an diesem Begräbnisse sich zu beteiligen gehabt hätte. Auch seinem Vater war es nicht eingefallen. Zu Hause hieß es: „Die Siebenlist ist gestorben.“ Die Köchin hatte es noch vor Ralf mitgebracht. Sie wußte auch schon eine neue Wäscherin.

Die Mutter hatte stillschweigend einen Kranz geschickt, der Köchin erlaubt, sich an dem Zuge zu beteiligen, und sich darüber berichten lassen. An dem Tage, da Mathias wieder bei Ralf erschien, gab ihm

dessen Vater 5 Gulden. Er errötete und wollte das Geld nicht annehmen. Da meinte, gleichfalls errötend, der Hausherr, es sei nur billig, daß Mathias für seine Studienförderung an Ralf ein Salär erhalte. Und von nun an erhielt Mathias sein regelmäßiges Salär, zunächst monatlich 5 Gulden, später 10, in der achten Klasse des Gymnasiums aber 15, und als die Maturitätsprüfung glücklich mit seiner Beihilfe überstanden war, eine Extragratifikation von 25 Gulden. Während der letzten drei Schuljahre hatte Mathias übrigens, ohne zu erröten, auch in andern Häusern bei Schulkollegen Hauslehrerstelle versehen und Honorar in Empfang genommen. Er wohnte seit der Mutter Tode bei einem Schuster aus der Freundschaft. Er gab diese Wohnung nicht auf, als er, 18 Jahre alt, klein und häßlich, mit starkem dunklem Haar und großen grauen Augen, gleich Ralf die Universität bezog. Ralf hatte, dem Beispiel seiner Umgebung folgend, sich für die juridischen Studien und die Beamtenlaufbahn entschieden, Mathias, der keine eigentliche Vorliebe für diese oder jene besaß, — bei Ralf war freilich auch nichts weniger als Neigung

zu seinem künftigen Berufe vorhanden — die philosophischen Studien erwählt.

III.

Es war an einem Spätherbsttage, als Ralf zum ersten Male die Wohnung seines Gespielen, Lehrers und Freundes betrat. Er war durch Zufall in jene Gegend geraten, sah sich unversehens vor einer kleinen Schusterwerkstatt, erinnerte sich, aus der Gassenbezeichnung kombinierend, daß hier Mathias wohne, und erhielt auf seine Nachfrage bejahende Auskunft. Siebenlist empfing ihn betreten. Sein Stübchen unterm Dache war nur durch die Gesellenschlafkammer erreichbar. An einem Sparren hing eine glänzend geputzte Petroleumlampe. Auf dem gestrichenen Tische lagen Bücher. Ein Eisenbett verkroch sich in einem dunkeln Winkel.

„Du spielst Geige?“ Ralf hatte den Geigenkasten bemerkt. Mathias errötete. Was er jahrelang gehütet hatte, war dem Teilnahmslosen durch ein Ungefähr verraten worden. „Ein wenig“, gab er zur Antwort. „Geh, spiel mir was vor“, sagte Ralf und ließ sich, in den Büchern blätternd,

vor dem Tische nieder. Er trug einen hellgelben Überrock und weiße Gamaschen über den Lackknöpfelschuhen. Mathias weigerte sich entschieden und schlug einen Spaziergang vor. Sie kamen zu einem Kirchhof, der Gräberstätte dieser Armeleutevorstadt. Mathias drängte vorüber. Hier lag seine Mutter. Mehr noch als seine Geige wahrte er dieses Geheimnis vor dem Freunde.

An jenem Tage, da seine Mutter, die schon einige Zeit krank gelegen hatte, ihm ihre fiebernden roten harten Hände auf's Haupt gelegt und mit brechendem Blick ihn dem Himmel empfohlen hatte, war der Bucklige ein Mann geworden. Stumm saß er neben der Leiche, deren Augen er sich nicht zu schließen getraute. Es waren Stunden vergangen, ehe eine Nachbarin das Ereignis erfuhr und der Wäscherin den letzten Dienst erwies. Jahrelang war der Knabe neben der Mutter hergewandert, nie hatten sie mehr miteinander gesprochen, als was die tägliche Notdurft betraf, das Essen, die Aufträge, die Gänge. Die Schule war der völlig Unbelehrten ein scheues Rätselding geblieben. Treulich hatte er ihr

von seinem Gelde später alles abgeliefert, was er nicht unmittelbar zu seinen Lernzwecken bedurfte. Nur die Geige hatte sie miterleben dürfen, denn die unermüdlichen Übungen des von einem alten pensionierten Orchestermitglied um ein Geringes in den Anfangsgründen unterwiesenen Knaben erstreckten sich weit in den Abend hinein. Da saß sie, die Hände, diese harten Hände, die wie Tiere ausruhten, zwischen den hochgestellten Knien, auf einem Schemel — sie kannte kein bequemeres Sitzmöbel — und lauschte stumm. Niemals hatte sie Mathias geküßt. Die leise sanfte Zärtlichkeit der ersterbenden Hand war das erste und einzige Liebeszeichen gewesen, dessen sich der Jüngling erinnerte ... Da er in seinem dumpfen Schmerz völlig einsam blieb — die lärmende Trauergesellschaft der Nachbarweiber hatte er nach der Zeremonie gemieden —, war die Tote sein großes Erlebnis geworden. Die teilnehmenden Worte der Mutter Ralfs hatte er nicht erwidert, nur die notwendigsten Antworten auf bestimmte Fragen gegeben. Die 5 Gulden, die ihm der Tod der Mutter von Ralfs Vater

eingetragen hatte, brannten ihn, so oft er sich ihrer entsann, auf der Seele. Er mochte sich hundertmal sagen, daß die karge Gabe nicht mehr als ein verdientes Entgelt für seine Mühewaltung, daß der Anlaß vielleicht übel gewählt, aber nichts Verletzendes damit gemeint gewesen wäre. Er empfand das Alleinsein, das Ausgeschlossen-, Ausgestoßensein im Bilde dieser 5 Gulden, die man ihm aus einer Anwandlung von Mitleid hingeworfen hatte. Nichts jedoch wäre ihm verhaßter gewesen, als wenn sich Ralf irgendwie des Verwaisten angenommen hätte. Der Freund hatte versäumt, was nie mehr nachzutragen war. Mathias hatte, ein geduldiges Kind, niemals die Forderung auftauchen lassen, daß jener seine Mutter anders hätte behandeln sollen. Er war es von seinen täglichen Begleitgängen gewohnt, daß die Wäscherin ihre Arbeit ablud, neue in Empfang nahm und die Leistung verrechnete, in der Küche ihren Kaffee, ihre Suppe erhielt; wie oft hatte er mitgegessen. Der unbeachtete Tod der Mutter, der keinerlei nähere Beziehungen zwischen Familien vernichtete, war ihm daher keine allzu bittre

Erfahrung gewesen. Aber das hatte er längst gefühlt, daß seinem Verhältnis zu Ralf der Grundton mangelte, der eine Seelenverbindung schafft: Wärme. Und er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als daß er einem Gleichgültigen die Erlebnisse seiner Kinderseele an den Ohren vorbei würde erzählt haben. An jenem Abende, da er vor der toten Mutter saß, die in mühsamer Frohn ihr Leben verbracht hatte, ohne auch nur Stunden des Sichfühlens zu besitzen, war ihm dieses ihr Leben und sein eignes an ihrer Seite mit der Deutlichkeit einer Vision aufgegangen, schrecklich klar geworden, daß das Leben leer ist und bleibt, wenn man es nicht selbst mit Beziehungen erfüllt. Wenn er, Mathias Siebenlist, etwas in diesem Leben erreichen wollte, lag es an ihm, in ihm. Aus sich selbst mußte er heraufholen, was er sich schenken mochte. Die andern boten Frohn, Frohn in mehr oder weniger menschenwürdiger Verkleidung: Hauslehrertum, ein Lehramt, Beamtenschaft. Die andern boten Kritik ... Als er sich auf seinem Stuhl einen Augenblick zurücklehnte, kam ihm sein Höcker zum Bewußtsein, den er geraume Zeit hindurch völlig ver-

traut getragen hatte. Der Höcker, das war es, woran sie zuerst Kritik geübt hatten. Die Armut war ein Schicksal, das er in sich selbst überwinden konnte. Der Höcker aber forderte heraus. Sein Vater hatte ihm den Buckel hinterlassen. Von der Mutter stammte er nicht . . . Er beschwor die Tote, ihm zu eröffnen, ob er den Auswuchs wirklich dem Vater verdankte . . . Warum auf seinen unbekannten Vater den herben Vorwurf laden, die unerforschliche Gestalt dieses fremden Nächsten auf so grausame Weise zu sich in ein Verhältnis bringen? . . . Der Höcker war sein Zeichen, sein Zeichen. Was ging ihn sein Ursprung an! Er, Mathias Siebenlist, war aus dem Dunkel gekommen, er hatte sich selbst zu schaffen. Den Höcker nahm er mit. Mit einem Male bemächtigte sich seiner die gräßliche Vorstellung, sein Höcker sei schwerer geworden, seine Mutter habe sich mit der ganzen Last ihres harten trübsinnigen Daseins darauf gelagert, begleite ihn also ins Leben, das vor ihm lag. Er schüttelte die wirre Vorstellung von sich, aber die Schatten, die über das allmählich verfallende Antlitz seiner Mutter

huschten, erzählten ihm immer wieder von diesem armseligen Leben, aus dessen kummervollem Frühling er selbst stammte, er, Mathias Siebenlist mit dem mahnenden Höcker.

IV.

Gegen 12 Uhr mittags versammelte sich im Mittelstock des der juridischen Fakultät gewidmeten Gebäudetraktes der Universität eine kleine Gesellschaft junger Leute, die sich ersichtlich bemühten, als mit ausgesuchter Eleganz gekleidet zu gelten. Unter ihnen nahm den unbestrittenen ersten Platz Herr von Sonntag ein, der Sohn eines ehemaligen Ministers. Seine Großmutter war eine Gräfin Traunberg gewesen, seine Schwester hatte den Kämmerer und Militärattaché Baron Freinstein geheiratet. Er selbst, der erst im dritten Semester hielt und sein Einjährigenjahr im kommenden Herbst bei den Dragonern abzuleisten gedachte, erschien seinem Kreise als der Typus des Verführers. Tatsache waren einige vorübergehende, harmlose Liebschaften mit Choristinnen und Probiermamsellen, das „Ereignis“ eine Amour-

passion zu einer Dame der Gesellschaft, die bisher nur lächelndes Gewährenlassen gezeitigt hatte. Franz von Sonntag war hochgewachsen, schwarzhaarig, schwarzäugig, von dunkler Gesichtsfarbe und bekämpfte durch Sportübungen und Nachtschwärmen eine leichte Neigung zum Dickwerden, deren weichliche Anzeichen ihm nicht übel anstanden. Sein treuester Gefolgsmann und hingebendster Bewunderer war Ralf Mertens.

Eben als die Gesellschaft wie gewöhnlich am Büffet sich mit dem Trinken spanischer Weine und dem Verspeisen von belegten Brötchen auf ihre demonstrative Art zerstreute — man sprach vom Fechten, vom Juristenball, dessen Komitee die Mehrzahl angehörte —, ging Mathias Siebenlist, einen Radmantel um die hochgezogenen Schultern, der den Buckel nur noch unförmlicher hervortreten ließ, und einen weichen schwarzen breitrandigen Filzhut auf dem dichten Haar, vorüber. Er kam zufällig die Treppe hinab, die er, einen Bekannten begleitend, vor einer Viertelstunde emporgestiegen war; sie hatten sich oben vor



dem Hörsaal, den jener besuchen wollte, etwas verweilt. Mit einem Blick übersah Mathias die Versammlung, erkannte sowohl Ralf als Sonntag, dessen Namen er oft und oft von seinem Bewunderer gehört hatte, erkannte noch einen und den andern in dieser ihm durchaus unsympathischen Gruppe. Ein Stocken kam in seinen Gang, dunkle Röte überzog sein magres Gesicht, seine Augen wanderten hin und her. Ralf, der ihn gleichfalls bemerkt hatte, wandte sich ab.

Noch als er Mathias längst vorüber glauben durfte, forschte er vorsichtig ihm nach. „Ist das nicht ein Freund von Dir, der Bucklige?“ fragte plötzlich Herr von Sonntag. Ralf stieg das Blut in die vollen Wangen. „Wen meinst Du?“ „Den im härenen Gewand dort“, und der schöne Franz wies kauend mit dem Kinn in die Richtung. „Ich habe nicht acht gegeben“, sagte Ralf und errötete von neuem.

Mathias aber schritt mittlerweile schon die Rampe der Universität hinab. In ihm war ein Gemisch von Verachtung, Haß und Scham. Es war ganz klar, daß ihn Ralf vor diesen Laffen nicht hatte kennen mögen.

Anderseits war es doch ganz unmöglich, das wahr zu haben, — unmöglich auch für Mathias, die Sache zur Sprache zu bringen, also keine Genugtuung für die Schmach erhältlich.

Ein Hündchen, schellenklingelnd und bedeckt mit einer braunrot geränderten Decke, trippelte ängstlich vor ihm her, einer Dame nach. Es sah sich mehrmals scheu nach ihm um und drängte sich hilfesuchend an die Füße der Herrin. Der Blick dieses Hündchens verfolgte Mathias.

In Gedanken war er vor einem Buchladen stehen geblieben. Im Schaufenster fielen ihm eine Reihe von breit aufgeschlagenen Werken in die Augen, die in flotten graziösen Zeichnungen dem Weibe gewidmet waren: französische und österreichische elegante Griffelkunst. Da waren Damen, die unter dem hochgehobenen Rock ein feines schlankes Bein zeigten, Grisettenköpfchen in Federhüten, Sportladies in enganliegenden englischen Kleidern, tief dekolletierte Ballerscheinungen, Szenen aus fashionablen Seebädern, voll geheimer und wiederum kaum verhüllter Pikanterie.

„Pardon“, sagte jemand, der, vor einer Dame zurücktretend, derb an seinen Höcker gestoßen hatte. Mathias erwiderte nichts. Der Herr, ein noch jugendlicher Mann mit kurzgestutztem Schnurbart und einem Zwicker, blickte ihn einen Moment prüfend an. Er mochte wohl der fremdartigen Berührung mit dem harten Buckel nachsinnen. Übrigens war die Dame nunmehr gleichfalls vor dem Schaufenster stehengeblieben. Mathias sah ihr zufällig von der Seite ins Antlitz. Es war frisch und feingeschnitten: sie hatte den Blick bemerkt und erwiderte ihn leise. Unwillkürlich glitt sein Auge an ihrer biegsamen Gestalt entlang. An den Schuhen blieb es haften. Sie waren bis zum Knöchel sichtbar — ein Stück des schwarzen Strumpfes sah er auch noch —: sehr hoch hinaufreichende Lackknöpfelschuhe mit zierlichen Absatzstöckeln. Er wandte sich und ging.

Ein kleines Mädchen lief ihm mit Blumen bettelnd nach. Er schüttelte unwillig den Kopf. Er hätte sich gern nach der Dame umgewendet. Doch verbat er sich's. Er schlenderte nach Hause. Da fiel ihm ein,

daß er noch gar nicht sein Mittagmahl zu sich genommen hätte. War er nicht heute irgendwo? Er hatte ein und den andern Kosttisch bei Schülern. Nein.

In der Vorstadt kam er an einem alten Hause vorbei, das Arbeiter abzubrechen im Zuge waren. Staub erfüllte die Straße. Man sah hinein in die schamlos entblößten Gemächer. Die Tapeten, alte, melancholisch gestreifte Muster, hingen zum Teil bereits in Fetzen von den Wänden herab. Mathias blieb stehen. Um das Haus war eine Planke gezogen. Eine Tafel: „Beim Bau nicht Beschäftigten ist der Eintritt verboten“ prangte über der Fachtür. Er las die Inschrift. Das beliebte „Fremden ist der Eintritt verboten“ fiel ihm ein. „Fremden!“ Wer war hier, auf diesem Grund fremd? Er, Mathias Siebenlist, zum Beispiel, sicherlich. Aber das hatte nur den Anschein. Die Arbeiter, die das Haus einrissen, waren nicht „Fremde“. Ihnen war der Eintritt gestattet. Und mehr war ihnen gestattet: sie brachen ja das alte Haus ab, zerstörten es, zerrten ihm die Eingeweide heraus . . .

Das alte Haus. Man sah noch sein

ganzes Wesen, obwohl es so schändlich verstümmelt war. Es hatte eine breite Vorderwand und ein tief hinabreichendes Dach, darauf sechs wunderschöne gieblige Luckenfenster saßen. Natürlich war es einstöckig, und ebenso natürlich hatte es einen Vorbau, der auf zwei Säulen ruhte. Drinnen aber hingen die zerrissenen Tapeten von den entweihten Wänden. Und die da gehaust hatten, still und warm und behaglich, die lagen wohl längst schon unter der Erde. Denn, sagte sich Mathias, es ist doch menschenunmöglich, daß ein erbeigentümlicher Besitzer so ein braves altes Haus niederreißen läßt. Es ist doch ganz undenkbar! —

Er sah sich verstohlen, mit der ihm eigenen Scheu, um. Neben ihm stand ein Mann und blickte gleich ihm hinauf. Seine Hände hatte er in den Hosentaschen, die Weste stand ihm vom Leibe ab, den Hut hatte er tief in den Nacken geschoben. Das Gesicht war rot und feist. Der Baumeister. Schuft! dachte Mathias. Aber dann lächelte er über das ungerechte grobe Wort. Warum wäre dieser Mensch ein Schuft? Er weiß es nicht besser. Er wird ein neues Haus

aufrichten, gemein wie er, gemein wie alle andern Häuser der Nachbarschaft. Man will es ja so haben. Armer Teufel! Und damit ging Mathias. Aber ihm war nicht ernst mit dem Bedauern. Er hatte einen Groll in sich gegen Baumeister und Arbeiter, gegen sämtliche Hausbesitzer die Gasse entlang, gegen die Welt ... Und plötzlich fielen ihm die wunderschönen Lackschuhe der jungen Dame ein vor dem Buchhändlerladen. Ihm schoß das Blut ins Gesicht ... Was hatte er denn? ...

Er ging in sein Gasthaus. Dort pflegte er, wenn ihm nicht ein Kosttisch bereit stand, sein bescheidenes Mittagbrot einzunehmen: Rindfleisch um 22 Kreuzer, ein Gemüse um 6, eine Mehlspeise um 12, ein Brot; dazu kamen noch 3 Kreuzer Trinkgeld. Das Gasthaus war um diese Stunde recht besucht. In der Vorderstube, dem blechbeschlagnen Schanktisch gegenüber, saßen Fuhrleute. Ihnen war auf rotblauen Baumwolltüchern gedeckt. Es gab ein ordentliches Stimmengedröhn in dem kleinen rauchgeschwärzten Raum. Durch die scheppernde Glastüre betrat man die Hinterstube. Sie war grob getäfelt. Die

Tischtücher waren hier weiß. Bieruntertassen standen umher. Kellner in schlechten schwarzen Kleidern schlenderten ab und zu.

In einer Ecke saß ein Offizier stumpfsinnig vor einem Viertelglase Wein. Mathias kannte ihn. Man nannte ihn hier bei Namen. Es war ein Graf, ein abgetackelter Graf, ein schon pensionierter oder bald zu pensionierender Rittmeister. Er hatte eine rote Nase und ein schwermütig träumendes Antlitz. Man behandelte ihn mit Hochachtung. Dann gab es Studenten hier, einige kleine Schauspieler, einen Vorstadtstammtisch. Das Zimmer war ungelüftet und dunkel. Mathias ließ sich eine Zeitung reichen. Sie war an einem strohgeflochtenen Hälter aufgesteckt, von verschiedenen Flüssigkeiten beschmutzt. Er legte sie auf die Bank unter dem Fenster. Das Fenster hatte ein breites, staubbedecktes Bord. Fliegen hingen schläfrig an den Scheiben.

V.

Daß er noch einmal mit dem Grafen dort in der Ecke auf einen guten, ja vertrauten Fuß gelangen würde, wäre ihm recht

unglaubwürdig erschienen. Und doch war dem so. Und leitete sich auf die einfachste Weise von der Welt ein. Es war einmal kein andrer freier Platz im Lokal als an dem Tische des Rittmeisters. Und Mathias hatte, in Gedanken nach der einzigen auffälligen Lücke steuernd, nicht gemerkt, daß es eben der Tisch des Rittmeisters war. Erst da er die Stuhllehne in der Hand hielt, sah er, wo er zu landen gedachte, und wollte sich schon zurückziehen, als Trotz ihn, gegen seine Scheu, zwang, auszuharren. Er stand also, den Sessel an der Lehne haltend, und hörte sich mit gelassener Stimme fragen: „Ist's erlaubt?" Der Rittmeister sah auf. „Bitte", sagte er gleichmütig. Nun errötete Mathias und verwünschte den trotzigen Schritt. Aber da jener nicht weiter Notiz von ihm nahm, beruhigte er sich allmählich, bestellte sein tägliches Mahl, wobei er wiederum einige Schamhaftigkeit zu überwinden hatte, und, mit halben Blicken sein Gegenüber streifend, begann er hastig zu essen, halb hinter einer Zeitung verborgen. Plötzlich fiel ihm ein, es wäre eigentlich unschicklich, sich so hinter dem

Blatte zu verschanzen und überhaupt hier am Tische zu lesen. Er legte die Zeitung weg.

In diesem Moment sah ihn der Rittmeister voll an. Der Blick, aus verschwollenen Augen heraus, war trüb und leer, aber seltsam bannend. Mathias fühlte sich äußerst unbehaglich. Er zahlte bald und ging, nachdem er sich stumm empfohlen hatte, wozu der Graf nickte.

Am nächsten Tage wollte es der Zufall, daß wiederum nur jener Platz frei war. Nun kannten sie einander bereits. Der Rittmeister nickte mit dem Kopfe, wie wenn es sich von selbst verstände. Und mit eins begann er sogar ein Gespräch. Über die Fliegen, über das Tischtuch, über den Wein. Gleichgültige Sachen, vorgebracht in einem halblauten, gleichgültigen Tone. Mathias beschränkte sich darauf, zu antworten.

Dann vergingen viele Tage: immer war ein Tisch frei, der Tisch, an dem er sonst zu sitzen pflegte. Gegenüber saßen die beiden Brüder. Man nannte sie so im Lokal, obwohl es niemand verbürgt wußte. Aber es war offenbar, daß die beiden alten Herrn Brüder waren. Sie schienen aus vergilbten

Büchern geschnitten. Beide trugen das Haar schlicht in die Schläfen gekämmt, beide hatten die viel zu lange Oberlippe rasiert. Die gleiche goldene Kette mit Petschaft, der gleiche dunkelblaue Bratenrock. Niemals sprachen sie miteinander ein Wort. Einer — er schien der ältere — zahlte regelmäßig für beide. Ebenso regelmäßig geschah dies, indem er sich suchend über seine Geldbörse hinabbeugte. Sie setzten darauf ihre hohen steifen Hüte auf und gingen fort, der ältere voraus, der jüngere, ein Sechziger, hinterdrein. Man grüßte sie da und dort. Sie legten den Finger an die Hutkrempe. Und einmal hieß es, der eine von ihnen wäre gestorben. Dann kam der andre allein . . .

Aber wie im Leben die Ereignisse fast immer auf der krummen und so selten auf der geraden Bahn rollen, daß man versucht ist, dies als den Ausnahmsfall zu bezeichnen, also geschah es auch hier. Der Rittmeister und Mathias wurden Freunde; nicht in der Wirtsstube, sondern vor dem Löwenkäfig.

Mathias liebte die Menagerie in Schönbrunn. Hier war ihm die Einsamkeit, der er sich allmählich durchaus überlassen sah,

ein melancholischer Genuß. Nicht wie im Theater, das er manchmal besuchte, da ihn nunmehr seine Korrepetitorstunden einiges zu erübrigen in den Stand setzten, störte ihn hier die Bewegung einer gleich ihm an den Vorgängen auf der Bühne interessierten Menge von Fremden, die, zusammengepfercht in unnatürlicher Lage, den unnatürlichen Darstellungen folgten, sondern zunächst war hier Passantenfreiheit, sodann war hier Natur, wenn auch gefangene Natur, endlich war grenzenloses Alleinsein da. Wenn er vor dem oder jenem Käfig stand und den majestätischen, graziösen Bewegungen der Bestie folgte, so war da auch nichts, was ihn und die Insassen ihrer Behälter miteinander, nichts, was ihn mit der nicht allzu reichlichen Schar der andern Zuseher verband. Seine Gefühle, das wußte er, waren ganz eigentümlich. Der Rentier, der Soldat, das Kindermädchen, denen er sie mitgeteilt hätte, würden ihn sicherlich nicht begriffen haben. Er fühlte vor den wilden Tieren die Zwecklosigkeit des Daseins.

Das System dieser Menageriephilosophie war ihm allmählich aufgegangen bei seinen

stummen Betrachtungen. Und daß der Rittmeister da hinein paßte, war eigentlich im Weltablauf nur selbstverständlich. Der Rittmeister fand sich hier eines Tages vorhanden, und Mathias, der ihn grüßte, ward von ihm angerufen. Die Philosophie der Menagerie erhielt nun eine Bereicherung: die Philosophie der Rasse kam hinzu als ein besondres Kapitel.

Graf Ludwig von Decerti, der Rittmeister, war ein wortkarger Mann. Aber man steht nicht umsonst mit einem buckligen Studenten der Philosophie, der eigentlich ein Musiker ist, immer wieder vor dem Löwenkäfig. Löwen, Buckel und Philosophie führten den unehelichen Sohn der armen Wäscherin und den nunmehr endlich pensionierten Rittmeister zusammen. Es gab da viel Gemeinsames. Die einzelnen Schicksale sind, nach des Rittmeisters Ansicht, gänzlich wesenlos. Das Typische ist der große Blödsinn. Und der große Blödsinn ist das Unterhaltende. Sonst müßte man sich ja immer wieder aufknüpfen, wenn es nicht mit einem ausgiebigen Mal genug wäre, wie Exempel beweisen.

VI.

Eines Abends lud der Rittmeister seinen buckligen jungen Freund in seine Stube. Er wohnte im dritten Stock eines Armenleutehauses der Vorstadt. Im Erdgeschoß Laden an Laden. Gegenüber der Bahndamm. Die Straße, schien's, ward das ganze Jahr nicht gereinigt. Der Regen rann und durchweichte den Straßenkörper. Es bildeten sich Aufstauungen und hinwiederum tiefe Furchen. Lachen standen unbeweglich und glänzten metallen. Schnee fiel und zerging. Manchmal wurden auch wahl- und regellos Steine aufgeschüttet. Die harten Kämme froren und barsten. Zuweilen aber und durch Wochen dann war die ganze Straße eine große quatschige Masse, dick, üppig, gleisend. In dieser Gegend der Hebammen, Flickschuster und Hemdenbüglerinnen wohnte der Rittmeister Graf Ludwig von Decerti, seit er den aktiven Dienst verlassen hatte, und schon geraume Zeit, ehe seine Verabschiedung förmlich erfolgt war. Das Zimmer, in das er Mathias führte — höflich ließ er ihn voranschreiten; Mathias wenigstens empfand als Höflichkeit, was jenem selbst-

verständliche Sitte war, auch einem Buckligen, auch einem Studenten, auch dem unehelichen Sohn einer Wäscherin gegenüber —, das Zimmer des Rittmeisters war geräumig. Es befanden sich daselbst ein Schreibtisch, mehrere Kasten, eine Bücherstelle, eine Dantebüste, ein Schlafdivan, einige aus Stroh geflochtene Lehnstühle. Warm und behaglich aber gestalteten das Gemach die zahlreichen orientalischen Teppiche und die unzähligen Photographien. Bei Junggesellen sieht es ja meist so aus. Aber Mathias war es neu. Auf dem Schlafdivan lag der Rittmeister und rauchte einen Tschibuk, im mächtigsten der Lehnstühle saß Mathias und rauchte eine Zigarre; der Rittmeister hatte es nicht gerne, wenn man ihm im Rauchen nicht Gesellschaft leistete.

Und hier entwickelte sich die vor dem Löwenkäfig und an den Gitterstangen der andern Tierbehälter angebrochene Philosophie vom großen Blödsinn an mancherlei Musterbeispielen. Das Lehrreichste jedoch, zugleich ganz entschieden das Amüsanteste war die Lebensgeschichte des Rittmeisters selbst.

Sie hat sich natürlich nach und nach und fragmentarisch, auch andeutungsweise nur vor Mathias entwickelt, aber die zahlreichen Bäche und Gerinnsel ergaben doch einen Fluß von der und der Uferbreite und Wassermasse. Und der Fluß, der in Mathias Siebenlists aufmerksame Seele rann und rauschte, beschrieb folgenden gewundenen Lauf: Der Rittmeister war aus einer ganz großartigen Familie. Es wimmelte nur von Kämmerern und Malteserrittern, Sternkreuzordens- und Palastdamen in dieser Familie. Und da war bald der Fürst X. ein Vetter, bald der Prinz Y. ein Oheim, die Fürstin Z. aber eine Ältermutter. Man konnte eine hübsche Genealogie der höchsten adeligen Häuser erfahren, vorausgesetzt, daß es einen interessierte. Für Mathias Siebenlist blieb das Allgemeine daran die Hauptsache. Die Namen bis auf ihren sonoren historischen Klang vergaß er mit Erlaubnis des Rittmeisters, der „auch nicht viel darauf hielt", und dies ehrlich. Aber „es gehörte einmal dazu".

Ein Schloß erstand vor des Buckligen Seele, ein Schloß mit einer Fassade von 29 Fenstern, einem Park, einer Wildbahn,

einem melancholischen Weiher, Schwänen und Teichrosen. Und ein wunderbares Wesen beherrschte dieses Schloß und diesen Park, eine Dame in weißen Spitzen und weißen Schleiern, zart und fein und lieblich, in grauen Haaren noch das Entzücken aller, die sie kannten. Mathias Siebenlist aber kannte sie besser, als sie selbst sich kannte. Denn sie war die Mutter Ludwig Decertis, die schöne Gräfin Motocka, die Liebe eines hohen, hohen Herrn von damals. Ludwig Decerti war das dritte Kind. Das erste war eine Tochter gewesen, die Fürstin Bagatieff. Sie lebt in Rußland, weit, weit dahinten. Man weiß nichts mehr von ihr seit langer, langer Zeit ... Das zweite Kind war Thadaeus Decerti, der heute das Haupt der Familie ist und den Park und das Schloß mit der 29 Fenster-Fassade besitzt, aber gründlich hat renovieren lassen. Man weiß eine Menge von ihm, doch es ist besser, man spricht nicht davon. Es hat weiter keinen Zweck! Das dritte Kind aber sitzt vor Mathias Siebenlist oder liegt vor ihm auf dem Schlafdivan und saugt am Tschibuk und hat eine rote Nase und ver-

schwollene Augen und rasiert sich durchaus nicht täglich wie der Kammerdiener des Hauptes der Familie.

Der blaue Dampf erfüllt den Raum. Und Gestalten entwickeln sich ... Ein Jesuitenpater tritt auf. Er ist sehr elegant und geistreich, spielt l'hombre und Whist, er schießt vom fahrenden Wagen das Wild in der Flucht, er ist ein Fürst Merzinsky, und er liebt die schöne Gräfin Decerti-Motocka. Und es tritt auf ein großer Künstler, der außerdem ein großer Gauner ist, ein begnadeter Künstler und ein unqualifizierbarer Gauner. Aber nichtsdestoweniger liebt er die schöne Gräfin Decerti-Motocka. Und es treten auf: ein junger Förster, ein Kadett von den Ulanen, der auf die jämmerlichste Weise von der Welt den Hals gebrochen hat: beim Heimreiten der Eskadron ist er mit seinem Pferde gestolpert und gestürzt und nicht mehr aufgestanden. Es tritt ferner auf ein Exminister, der aus kleinen Verhältnissen zum Liebling des Hochadels sich hinaufgedient hatte und als Krönung seiner Karriere die Liebe der schönen Gräfin Decerti-Motocka zu erringen trachtete und errungen hat. Und es treten auf ...

Mathias Siebenlist aber hört und hört .... Der Rauch des Tschibuks und der Zigarre zieht in feinen langen blauen Streifen durch das Gemach. Die Abendröte fällt herein, alle Gläser der Photographie-rahmen beginnen rätselhaft zu brennen. Ludwig Graf Decerti erzählt dem Buckligen die romantische Geschichte von der schönen Gräfin Decerti-Motocka und ihren hundert Liebhabern. Und das alte Schloß mit der 29 Fenster-Fassade wird lebendig. Herren im roten Reitfrack versammeln sich vor dem Portal, Schnauben von vielen Pferden erhebt sich. Wimmern und Kläffen der braun-gefleckten weißen Hunde belebt das Grün der geschorenen Rasenflächen und die herbst-liche stille Klarheit der reinen Morgenluft. Das Kind Ludwig an der Hand der Eng-länderin erscheint im Schloßhof. Man hebt es auf dieses, jenes Roß. Schöne Damen sind in der Gesellschaft, die es küssen ... Eines Abends nach dem großen Diner, als das Kind Ludwig im Rauchsalon allen Damen und Herren artig gute Nacht gesagt hat, sieht es an einem Fenster des langen Korri-dors, der zu den Schlafräumen führt, den

Vater stehen, Albrecht Grafen Decerti, Seiner Majestät Geheimen Rat und Großkordon des . . . . . ordens. Und der Vater hält das Gesicht an die Scheiben gepreßt und sieht hinaus in die finstre Nacht im schwarzen Park . . .

Später ist dem Kinde Ludwig manches im Leben klar geworden, auch die Stellung seines schweigenden Vaters am Fenster des langen Korridors, der zu den Schlafräumen führte. Und die Philosophie vom großen Blödsinn hat frühzeitig Wurzel gefaßt in einem schmalen blassen Kinderhaupt . . .

Alles, was folgt, kann diese wunderbare Romantik nicht mehr aufwiegen, das Leben des Knaben im Konvikt, in der Kadettenschule, das Leben des Jünglings im Regiment und bei der Schwadron, das Leben des ins Reitlehrerinstitut kommandierten Leutnants in der Gesellschaft, in den Boudoirs der Ballettkoryphäen, im Klub, auf dem Rennplatz. Auch die Geschichte der unermeßlichen Schulden nicht, auch die Geschichte der einzigen großen Passion nicht, der Liebe zu der kleinen schwindsüchtigen Schauspielerin im Karltheater, die in der

Garderobe den Blutsturz erlitt, den letzten, an dem sie gestorben ist. Nichts, nichts kann die romantische Geschichte ersetzen von der schönen Gräfin Decerti-Motocka und ihren hundert Liebhabern.

Warum der Rittmeister Graf Decerti dem buckligen Mathias Siebenlist sein Leben erzählte, das sagte er ihm selbst mehr als einmal. Weil sie beide so einsam waren wie die Steine auf der Straße. „Und merke wohl, mein lieber Mathias“, sagte der Rittmeister, „merke wohl, es ist ganz gleichgültig, ob einer im Schloß der hundert Liebhaber aufgewachsen ist oder bei dem Schuster Korizek im XIX. Bezirk. Es ist ganz gleichgültig. Der Blödsinn bleibt derselbe. Die Wahrheit liegt ganz wo anders“. Und als Mathias dem Alten wieder einmal auf der Geige bis tief in den Abend hinein vorgespielt hatte, Fantasie über Fantasie, süß und schluchzend vor Heimweh, Heimweh aus der Welt hinaus, da tat der Rittmeister nach einer langen Pause endlich den Mund auf und legte den Schlußstein seines philosophischen Gebäudes in die Seele des Buckligen: „Die Wahrheit ist in der Kunst und

all diesen sogenannten Zwecklosigkeiten. Sie haben Zweck, die Religion und die Kunst, die Liebe und die Sehnsucht: sie leben sich aus, ganz aus, in ihrer eignen Welt. Die Ereignisse aber, die uns Menschen passieren, leben sich nie aus, das heißt, wir finden immer, daß sie irgendwo münden, wo wir nicht hinkönnen, wir sind zu dick dazu, oder unser Kopf ist zu dick, der Kanal ist zu eng. Nimm mich einmal und nimm Dich einmal, Mathias, und sag mir, wo die Ereignisse hinauslaufen, die wir beide hinter uns herschleppen wie einen imaginären Schweif, denn, wer sie nicht von uns hört, erfährt sie ja niemals. Ich bin im Schloß der hundert Liebhaber geboren, und Du hast nicht einmal Deinen armen Vater gekannt, der vielleicht ein Hausknecht war oder ein Briefträger und — so dumm ist die Welt — vielleicht noch irgendwo lebt und Stiefel putzt oder Briefe austrägt wie vor 20 oder mehr Jahren. Aber sag mir einmal: Was ist das deutlich Unterscheidende an uns beiden? Ich liege hier auf einem Schlafdivan, der schäbig genug ist, wenn er Dir auch kostbar vorkommt, und Du rauchst

eine Zigarre, die Du Dir nicht täglich leisten kannst, obwohl sie nur 12 Kreuzer kostet. Aber einen tiefer hinabreichenden Unterschied finde ich nicht. Denn daß ich Decerti heiße und, wie meine ehemaligen Kameraden sagen, mich versoffen habe, und daß Du griechische Nachstunden gibst und einen Freund hast, der Ralf heißt und ein Aff ist, kann doch in Gottes Ratschluß nicht das Bezeichnende an uns beiden sein. Aber siehst Du, daß ich Dir ungeschriebene romantische Geschichten erzähle, die ich erlebt zu haben glaube, und daß Du mir dann als Deinem einzigen Publikum ungeschriebene Fantasien auf der Geige vorspielst, die Du erlebt zu haben in Tönen versicherst, das ist die Wahrheit. Und sag selbst, ob diese Wahrheit, so schmerzlich sie an unsern Nerven reißen mag, nicht schön und zweckdienlich ist. Denn sonst müßten wir beide uns doch eigentlich wieder einmal aufknüpfen."

VII.

Eines Nachmittags auf dem Rückweg von der Menagerie — sie gingen meist zu

Fuß, der Rittmeister im runden steifen Hut und blauen Paletot, der andre im Radmantel und Künstlerhut — sagte Decerti plötzlich: „Sag einmal, Mathias, warst Du denn noch niemals verliebt?“ Und als der Angeredete nicht antwortete, nochmals: „Mach keine Flausen, sag's heraus. Es ist doch auch ein Kapitel Blödsinn. Aber ein schönes.“ Da lachte Mathias und antwortete: „Ja. Einmal. In einen Lackschuh.“ „Alle Achtung!“ Der Rittmeister blieb stehen. „Du fängst gut an, Geiger! Das ist ja ein Musterfall von Venus perversa.“ Mathias war weitergegangen. Der Rittmeister setzte sich wieder in Trab, wie er's nannte, wenn er etwas rascher ging, als sein gewöhnlicher Schlenderschritt war. „Erzähle, erzähle“, rief er aufgeräumt. Und Mathias erzählte eine Begebenheit von einem Buchhändlerladen und einer jungen Dame. Es war eine nicht ungewöhnliche Begebenheit. Sie hing unlöslich zusammen mit einer beschämenden Begegnung innerhalb der Universität und ebenso unlöslich mit der Betrachtung eines im Abbruch befindlichen alten Gebäudes. Aber diesen notwendigen Zusammenhang ließ er

fallen. Er erzählte einfach die Begebenheit. Daß er dem Fräulein auf den Fuß gesehen und daß ihn ihr Schuh erzittern gemacht habe. Dann fiel ihm das kleine Mädchen mit den Blumen ein, das ebenso unbedingt dazu gehörte. Aber auch dieses Moment ließ er als unwesentlich aus. Der Rittmeister jedoch schüttelte den Kopf und sagte: „Das sind nur Anklänge, und nicht einmal das, das ist ein Staccato als leidlich hübsches Vorspiel, und abgebrochen, weil die Hand nicht mit wollte. Mein lieber Mathias, das hat andre Ursachen. Ich kenne sie nicht," (Mathias kannte sie) „aber das eine weiß ich, daß das weder Venus perversa noch Venus überhaupt ist. Die Sache wird sich also erst geben." Nun hätte Mathias freilich noch mancherlei nachzutragen gehabt zu diesem Thema aus der geheimen Geschichte seines jungen Herzens. Er hätte sowohl Träume als greifbare Vorstellungen mitteilen können, Wünsche sowohl als Erfahrungen. Er hätte von einem Mädchen sprechen können, dem er fast täglich begegnete, das einfach, aber mit viel Geschmack gekleidet war und nie an ihm vorüberging, ohne daß ein Hauch wie von

einem Lächeln sich über ihrem süßen kleinen Antlitz verbreitete. Aber er ließ nichts derlei verlauten, sondern dem Rittmeister das Wort, der also fortfuhr: „Mein lieber Mathias, die Liebe ist eine Sache, die Du entschieden lieblicher kennen lernen wirst, als ich die Ehre hatte. Ein Leutnant, der in einer Kavalleriekadettenschule gewesen ist, der hat das Beste gewöhnlich schon verpaßt. Und es kommt nicht wieder, das Beste ... Die Flegeljahre der Liebe: ein tieftrauriges Kapitel! Hinter den steifen Kulissen der Pädagogik ... Gesegnet sei das Schloß der hundert Liebhaber und seine unmoralische Romantik für ein nachdenkliches Kindergemüt! Denn Kadettenschulen haben keine Romantik, und die Leutnantsromantik, das ist auch so eine fade Sache. Diese Romantik haben die Töchter aus gewissen wohlsituierten Bürgerhäusern, und habeant in infinitum ... Du wunderst Dich, daß ich Latein kann?" (Mathias wunderte sich gar nicht.) „Du würdest Dich noch mehr wundern, wenn Du erführest, daß ich sogar Gymnasium und Universität nachgeholt habe in — wart' einmal — ja, in 6 Jahren. Und spät genug.

Es war auch nur so ein Rappel und nichts weiter dahinter. Ich war nämlich schon einmal ausgetreten aus dem Militär, gerade als ich nach absolviertem Institut Oberleutnant geworden war, ganz in die Reserve gegangen, um zu studieren. Tatsächlich. Wie Heinrich von Kleist oder so ähnlich. Liebe zu den Wissenschaften. Nimm's, wie Du's willst. Tatsache bleibt, daß ich nur eine einzige Prüfung im Jus hinter mich gebracht habe und dann wieder, auf besondern Wunsch meines Vaters, der damals noch lebte, zum Militär zurückging. Eine Episode. Aber ich habe damals allerlei gelernt außer dem Jus. Lebenskreise, Lebensinteressen, Anschauungsweisen und sonst allerhand Krimskrams. Keine Zeit ist verloren für einen Kopf, wenn sie auch scheinbar ihr Ziel nicht findet. Was die Menschen immer mit ihren Zielen haben! Als ob das ein Ziel wäre, daß jemand sein Jus absolviert, um dann zum Beispiel bei Gericht einzutreten oder Advokat zu werden! Heilige Einfalt! Natürlich, so ganz unpraktisch bin ich nicht, natürlich gibt es sogenannte Ziele, gibt es Berufe. Und recht hat das Maulwurfsvolk,

wenn es sie ernst nimmt. Ganz abgesehen vom Gelde. Denn das Geld bringen die Berufe, zumal die sogenannten geistigen, ja doch nicht in dem angemessenen Grad herein. Das Geld muß einer erben, dann hat es einen Sinn. Den Sinn nämlich, daß er's mit Grazie ausgibt. Erworbenes Geld erzeugt Parvenüs oder Geizhälse. Erworbenes Geld, sobald es die Grenzen des Notwendigen überschreitet, ist gegen das musikalische Gesetz des Geldes, als welches lautet: ausgeben, schön ausgeben! Nicht so dumm freilich, wie es viele meiner Herrn Kameraden beliebten oder Dein Herr Ralf und Konsorten ... Ich habe einen Kollegen gehabt im Jus, er fällt mir jetzt ein. Ein kurioser Kauz. Alle Samstage „unterhielt" er sich. Ich habe ein-, zweimal mitgehalten, dann ein für alle mal ausgespannt. Es war gar zu kläglich. Der Mann hatte für seine Begriffe und auch für die Begriffe einer gewissen wohlsituierten Mittelklasse viel Geld, und jeden Samstag gab er riesig viel Geld aus. Man hätte dem Mann sein Geld einfach wegnehmen sollen. So urdumm stellte er's an. Es war eine Vergnüglichkeit ohne jedes Vergnügen. Das

kennst Du nicht, Mathias. Ich kenne das nur zu genau. Mußte derlei zu oft ex officio mitmachen. Der Mann also, von dem ich rede, ging in irgend ein obskures Vergnügungslokal und ließ sich dort in der schnödesten Weise aussackeln. Zum Schlusse trank regelmäßig das ganze Personal mit. Aber die mehr oder minder hübschen Mädchen darunter lachten ihn immer aus. Sie tranken und aßen, was Zeugs hielt, dann aber hängten sie sich an den Arm irgend eines andern gerade akzeptabeln „Kavaliers" und ließen meinen Freund mit dem Zahlkellner im traulichen Tête-à-Tête. Und so trieb's der Kerl jahrelang. Auch als er sich verheiratet hatte, blieb er der alte. Jeden Samstag unterhielt er sich, kam um 4 Uhr morgen nach Hause und hatte seine 200 bis 300 Gulden ausgegeben. Für nichts. Für gar nichts. Der Mann hatte, wie gesagt, geheiratet — ich sah ihn oft in seinem Stadtpelz, er war Advokat und sah aus wie ein Hofopernsänger —, besaß zwei oder drei Kinder. Aber alle Samstage unterhielt er sich — mit dem Zahlkellner . . . Geld auszugeben, Mathias, ist eine große Kunst,

mehr: eine Gnade. Ich besaß diese Gnade. Sie war übermäßig ausgegossen worden über mich, scheffelweise sozusagen. Meiner Ansicht nach gehört zum Geldausgeben Rasse. Verzeih, lieber Mathias, wenn ich das so geradeheraus sage. Aber zunächst dürftest Du nicht in die Lage kommen. Sodann kann man ja nicht wissen, vielleicht hast Du Rasse, vielleicht war Dein Vater kein Fuhrwerker oder Bäckerlehrling, sondern ... Aber verzeih nochmals. Das da war wirklich sehr taktlos von mir ... Obwohl es wiederum eigentlich mehr als dumm ist, daß ich das, was ich gesagt habe, für taktlos halte, während ich Dir ruhig vom Schloß der hundert Liebhaber ... Doch da halten wir eben wieder einmal mitten im Kapitel Rasse".

Auf diese Weise erfuhr Mathias oft und oft fragmentarisch das Wissenswerteste aus diesem voluminösen Anhang der Philosophie des Blödsinns.

VII.

Mit Ralf kam Mathias sehr selten zusammen. Er suchte ihn nicht auf, Ralf ihn noch weniger. Was hätten sie einander zu

sagen gehabt. Eines Tages sah Mathias die Mutter Ralfs. Sie ging ganz knapp an ihm vorüber. Ob sie ihn erkannt hatte? Er hatte sie nicht grüßen wollen, aus Trotz ... Der dumme Trotz, dachte Mathias. Warum trotze ich dieser sichtlich gealterten Dame, indem ich ihr den ihr gebührenden Gruß lümmelhaft versage? Was ist ihr mein Gruß? Dieses flüchtige Zeichen einer vergangenen Beziehung? Was ist ihr, wenn sie es bemerkt hat, das absichtliche Verweigern des Grußes? Schmerzliche Erfahrung. Schmerzlich? Sagen wir: eine peinliche Erfahrung. Denn, man nehme die Sache, so wie sie sich verhält: ich habe ja doch in ihrem Hause einiges genossen. Zunächst die Spielsachen Ralfs, dann seine Bücher, auch zahllose Suppen und Kaffees, in Gesellschaft meiner Mutter zuerst in der Küche, dann im Zimmer drinnen bei Ralf, und so weiter und so weiter. Sie hätte immerhin ein Anrecht auf meinen Gruß ... Es fiel ihm ein, der alten Dame nachzugehen und sie um Entschuldigung zu bitten. Aber das war nur ein Augenblick. Er verwarf die Idee als lächerlich ....

VIII.

Der Rittmeister hatte ihn bereits wiederholt aufgefordert, mit ihm ein Vergnügungsetablissement zu besuchen. So saßen sie denn eines Abends bei Ronacher im Parterre an einem Tisch, an dem noch ein einzelner Mensch Platz genommen hatte. Er war später gekommen, hatte grüßend gefragt, ob es erlaubt sei. Brummend hatte der Rittmeister die Erlaubnis erteilt. Es erfolgten nun auf einer grell beleuchteten Bühne allerhand Produktionen von Akrobaten, Chansonetten, Clowns und „sonstigen Tieren", wie der Rittmeister sich ausdrückte, denn auch eine Anzahl Pudel wurde vorgeführt. Mathias trank den Wein, zu dem ihn der Rittmeister eingeladen hatte. Aber der Rittmeister trank viel mehr Wein als Mathias. Er trank so viel Wein, daß Mathias ihn endlich in äußerst aufgeräumtem Zustand mittels eines Einspänners in seine Wohnung zu befördern die teils peinliche, teils rührende Aufgabe hatte. Und als er ihn glücklich zu Bett gebracht hatte, da verlangte der Rittmeister, daß er ihm noch etwas auf der Geige vorspiele. Es war nämlich längst eine

Geige angeschafft worden, die der Rittmeister selbst verwahrte und seinem buckligen Freunde ausfolgte, sobald er oder dieser Lust verspürten, sie zu vernehmen, beziehungsweise zu bearbeiten. Mathias spielte . . . „Mein lieber Mathias“, sagte endlich der Rittmeister, „Du tust sehr unrecht daran, Dich niemals zu betrinken. Es ist die einzige Rettung für den höhern Menschen. Das Leben ist so ekelhaft schwer. Es hat so viel Gewicht und — es ist doch so furchtbar unwichtig.“ Er lachte. „Dies nennt man ein Paradoxon, aber die Paradoxa, das sind die Wahrheiten. Das, was die Menschen Wahrheit nennen, sind Flachheiten. Die Wahrheiten der Menschen sind entsetzlich bescheiden und aufregend einfältig. So eine menschliche Wahrheit zum Beispiel ist, daß, wer zuviel trinkt, betrunken ist. Gibt es eine einfältigere flachere Wahrheit? Darüber regt sich doch der Weise nicht auf! Der Weise betrinkt sich. Denn so kommt er am einfachsten über das dumme Leben hinaus und hinauf. Sieh mich jetzt an, Mathias, der ich hier liege, schwer betrunken. Du hast mich ins Bett gebracht,

denn ich war nicht imstande, mich selbst meiner Kleider zu entledigen. Das heißt, ich hätte mich, wenn Du mir nicht den Samariterdienst erwiesen hättest, einen recht überflüssigen Samariterdienst, nebenbei gesagt, denn es wäre auch ohne das gegangen, ich hätte mich einfach mit den Kleidern ins Bett oder auf den Divan gelegt und ebenso herrlich geschlafen, wie ich schlafen werde, wenn ich diese sehr zwecklose philosophische Betrachtung werde beschlossen haben.. Also, um darauf zurückzukommen, wie gesagt, Du hast mich auskleiden müssen. Und Du bist, indem Du mich so hier liegen siehst und da Du mich vorher einigermaßen schwankend und menschenunwürdig, wie sie es nennen, gesehen hast, — — — sicherlich, wie die andern, überzeugt, daß es dem Menschen nicht anstehe, sich also zu betrinken, daß es mit einem großartigen, bereits erwähnten Worte menschenunwürdig sei.“ Der Rittmeister sprach einigermaßen schwer, wußte es und lachte dazu. „Du wirst“, fuhr er fort, „dich morgen nach meinem Befinden erkundigen. Und nimm an, es hätte mich mittlerweile der Schlagfluß getroffen. Du erschrickst.

Du nennst das sicherlich in Deiner Jünglingsseele Zynismus oder so ähnlich. Aber, vergib, es ist Dummheit, Jünglingsdummheit, also verzeihliche Dummheit. Und überdies die sympathische Dummheit eines unerfahrenen Jünglings ... Unsympathisch ist die Dummheit der sogenannten Erfahrenen. Unsympathisch ist überhaupt das Urteil ... Du urteilst nicht, Du fühlst, Du empfindest, und jeder hat das Recht zu seinen Empfindungen und Gefühlen. Ich bin der letzte, solche Rechte anzutasten. Der letzte ... Also bemitleide oder verachte mich immerhin. Du hast das Recht dazu, wenn auch durchaus nicht recht ... Wieder so ein Wortspiel, das mich erquickt ... Spiele erquicken überhaupt. Spiele sind das Höchste. Sein Leben zum Spiel zu gestalten, wäre die Krönung einer harmonischen Bildung. Aber heute bilden sich die Menschen zu Gebildeten und ahnen nicht, wie unsäglich weit sie sich damit vom Affen entfernen, der spielen kann ..."

Die Lampe mit dem Papierschirm drüben auf dem Schreibtische gluckste leise. Im heftigen Wind schütterten die Türen. Der

Rittmeister war eingeschlafen. Mathias aber saß und übersann den Abend. In einer Loge hatte er Ralf gesehen, Ralf im Frack, mit schön frisiertem Haupthaar und weißen Glacéhandschuhen, Ralf lächelnd, Zigaretten rauchend und sich mit blanken Zähnen zu einer Dame neigend, einer Dame ... Mathias ließ ihr Bild immer wieder und immer farbiger aus dem Zigarrenrauchnebel des mächtigen, von einer Kuppel gekrönten Raumes tauchen. Diese Dame hatte einen riesigen schwarzen Federhut auf dem grellblonden Haar und über dem weißen Spitzenkleid eine mächtige Pelzboa getragen. In den Ohren staken ihr große funkelnde Brillanten, und daran hingen Perlentropfen nieder ... An ihrer Hand hatte es von kostbaren Ringen geblitzt, und selbst der Stiel ihrer langen Lorgnonkette war mit Edelsteinen besetzt gewesen. Ihr Gesicht war dunkelfarbig, ihre Augen dagegen von einer brennenden tiefen Bläue. Und als sie sich erhob, um im Hintergrunde der Loge mit Ralf das Souper einzunehmen, da hatte Mathias mit heißem Blick ihre hohe üppige geschmeidige Gestalt verfolgt in jeder ihrer schlanken weichen

schmiegsamen Bewegungen. — Den Rittmeister hatte Mathias auf Ralf und seine schöne Partnerin nicht aufmerksam zu machen Lust gehabt. Aber noch weniger hätte er Ralf niederblicken machen mögen. Einmal, nur für eine Minute freilich, war ihm der Gedanke gekommen, daß Ralf, wüßte er, daß sein Gefährte ein Rittmeister und ein Graf wäre, sicherlich eine andre und bessere Meinung von ihm, Mathias, gefaßt haben würde. Aber er hatte sich gesagt, daß dies ein schäbiger und unwürdiger Gedanke sei, dann — und dies ohne den Verrat zu spüren, der darin grinsend kauerte — daß dieser Graf Decerti doch eigentlich nicht der richtige Prunk- und Paradegraf wäre, Decerti, der Deklassierte, der Freund des Buckligen, Decerti aus der Armeleutevorstadt, dem Hebammenviertel . . . Als der Rittmeister Glas um Glas des weißen leicht moussierenden Tischweines in sich hineingegossen, als der dritte Gast am Tische, die Hand mit der Zigarre weit von sich gestreckt, Bein über Bein geschlagen, öfter und öfter mit argwöhnischen Augen verstohlen den alten Trinker gemustert hatte, war es Mathias

heiß über das Herz geflutet. Und als er seinen äußerst redseligen Freund endlich mit einiger Mühe nach Schluß der bis Mitternacht währenden Vorstellung vermocht hatte, sich zu erheben, war es seine einzige Sorge gewesen, einen Ausgang zu wählen, wo er Ralf und seine Begleiterin nicht anzutreffen hoffen durfte . . .

IX.

Eines Tages hatte sich der Rittmeister aus Mangel an anderweitiger Beschäftigung mit dem Rasiermesser die Pulsadern an beiden Armen aufgeschnitten. Mathias, der ihn wie gewöhnlich aufsuchte, fand den Freund bereits verblutet. Auf dem Schreibtische lag ein Brief an Herrn Siebenlist. Sich von dem kläglichen Anblick losreisend, las der Bucklige:

„Mein lieber Mathias! Sei mir nicht böse, daß ich Dich auf dieser Welt noch für eine Weile allein lasse. Trotz Deiner angenehmen Gesellschaft ist mir die Sache im allgemeinen endlich doch zu lästig geworden. Ich habe mich gestern mit fürchterlichem Ernst gefragt, ob es irgend welchen

Sinn hätte, die triste Affäre noch eine Zeitspanne mitzumachen, und mir mit großer Sicherheit die Antwort erteilt, daß es gar keinen Sinn hätte. Es tut mir leid, daß ich Dich nicht zu meiner diskreten, sozusagen schmerzlosen Selbsterledigung habe einladen dürfen. Du hättest mich, in völliger Verkennung der Umstände, höchst wahrscheinlich daran zu hindern unternommen, und die Exekution wäre nicht also glatt von statten gegangen, wie sie mir jetzt bevorsteht. Ich gedenke, mich diese Nacht noch einmal tüchtig auszuschlafen. Man kann ja doch nicht wissen, was in dem andern Schlafe, wie Hamlet sagt, für Träume kommen werden, und so weiter ... Ich danke Dir herzlich für Deine Teilnahme, die Du mir in so uneigennütziger Weise entgegengebracht hast, ich kann Dir ehrlich versichern, daß ich keinem Menschen auf Gottes einigermaßen diskutabelm Erdboden zurzeit näher stehe als Dir, — wenn Dir das einigen Spaß zu bereiten imstande ist. Ich getraue mich gar nicht, hinzuzufügen, was mir selbstverständlich und wirklich belanglos erscheint, daß alles, was ich hinterlasse, Dir gehört. Ich

habe von meiner Pension gelebt. An Geld lasse ich Dir also nichts, als was sich in meiner Brieftasche bar befindet. Es ist wenig genug, da ich mir gerade diesen 28. März zum Abschiedsmorgen ausersehen habe. Du wirst mir, wie ich Dich kenne, nicht zürnen, daß ich den Entschluß (ein großes Wort für eine kleine Sache!) nicht auf den Tag nach dem nächsten Monatsanfangstermin verschoben habe. Die Bargeldausbeute würde ja auch dann lächerlich geringfügig gewesen sein. Aber mein Freund Mathias, vernimm: nicht nur Teppiche und ein fragwürdiges Mobilar sind Dir geblieben, nicht nur einige Bücher und sonstiger Krimskrams, sondern auch eine Brief- und Manuskriptensammlung, die ich Deiner Diskretion empfehle. Ich habe den papiernen Wust nicht vernichtet, weil ich ihn für Dich noch als von einigem Nutzen erachte. Lies das Zeug gelegentlich, nach und nach, heißt das natürlich, durch. Du wirst manches erfahren, was Du, menschlicher Voraussicht nach, auf einem andern Wege nicht zu erfahren in der Lage sein dürftest. Dann aber, mein Freund, wenn Du halbwegs

Nutzen gezogen hast für Herz und Gemüt und Geist aus dieser nach den verschiedensten Richtungen anziehenden Lektüre, dann, Mathias, dann wirst Du die für die Allgemeinheit zwecklosen Aufzeichnungen selbstverständlich vernichten und auf diese Weise mein Vertrauen ehren. Lebe wohl, mein lieber Mathias, die Materialien zu einem System der Philosophie des Blödsinns sind mein Vermächtnis an Dein bessres Ich.

Ludwig Graf Decerti,
bis dato noch Weltbürger."

X.

Mathias Siebenlist bezog das Zimmer mit den vielen Teppichen. Der Abschied von dem greisen Schuster gestaltete sich äußerst einfach. Ein Streifwagen hatte das geringfügige Gepäck des Studenten aufgenommen. Die Sonne stand schon am Rande der niedrigen Hügel. Der Abend war warm. Der Schuster, unter der Haustüre, hielt die Hand vor die Augen. Natürlich waren auch einige Weiber aus der Nachbarschaft in mäßiger Entfernung versammelt. Und barfüßige Kinder sperrten Mund und Augen

auf. — Mathias hatte noch dem Friedhof einen Besuch abgestattet. Er lag verlassen und verwahrlost. An der Mutter Grab las der Bucklige zum so und so vielten Male die Aufschrift auf dem ungefügen Steinkreuz: „Barbara Siebenlist, gestorben am . . .“ Den Geburtstag hätte kein Mensch anzugeben gewußt, Mathias hatte sich auch bei niemand darum erkundigt. Keine Träne trat in seine Augen, als er sich auf ein Knie niederließ, nicht ohne sich scheu umgesehen zu haben. Mutter, wo bist du? Mutter, woher kamst du? Und war es dein Zweck auf dieser Erde, mich Buckligen zu gebären, auf daß ich einen entgleisten Grafen beerbte? Die Züge seiner Mutter waren ihm augenblicklich gar nicht gegenwärtig. Er sammelte mit Anstrengung seine Aufmerksamkeit. Seine Bemühung blieb vergeblich. Endlich gab er's auf und ging.

Die Ereignisse, die das Leben eines Menschen vorstellen, wie es die andern sehen, beurteilen und verurteilen, jedenfalls mehr als billig kritisieren, sind zum guten Teil von Elementen also verborgener Art abhängig, wie sie die Lektüre der Auf-

zeichnungen des Rittmeisters Decerti für Mathias Siebenlist bedeuteten.

Das erste, was ihm aus der umfangreichen Mappe des Verstorbenen in die Hand fiel, war ein Brief der schönen Gräfin Decerti-Motocka an den Sohn. Das Datum fehlte. Es hieß nur: Kopronye, lundi. Der Brief, auf bereits verschossenem violettem Papier geschrieben, das noch leise duftete, lautete: „Mon cher, je suis désesperée d'entendre que vous avez été souffrant et gravement encore. J'espère que votre constitution assez robuste passera bientôt là-dessus.

Votre père aussi, mon cher, me fait de la peine. En cas que son état s'empirerait je vous le ferai savoir. Cela m'embête, je l'avoue . . .

Je vous embrasse mille fois, mon chéri . . ."

Mit Bleistift stand darunter: „Erhalten am 23. 4. 187 . . ., acht Tage nach dem Tode Papas, eingelangt am Tage nach dem Tode". Offenbar war er damals auf ein Telegramm hin abgereist . . . Warum ihn, Mathias Siebenlist, den Fremden, gerade dieser Brief so beschäftigte. Dieser dumme, nichtssagende Brief einer mit ihrer Schönheit und den Anbetern ihrer Schönheit beschäftigten Frau.

„Es ist sinnlos“, sagte er sich selbst. „Warum regt mich das auf? Was habe ich damit zu schaffen. Ihm, meinem seligen Freund, mag es damals einen Stich gegeben haben, daß seine Mutter so mit Parlandoworten über seine eigne und die Todeskrankheit des Vaters hinwegglitt ... Im übrigen: ob es ihm einen Stich gegeben hatte? ... Einen Stich! Blödes Wort!“ Mathias empfand dabei den Stich selbst, den Stich, als ihm Herr Mertens am Tage des Begräbnisses der Wäscherin Siebenlist die 5 Gulden überreicht hatte. „Roheit, menschliche Gefühlsroheit“, philosophierte er, „du bist etwas Teuflisches!“ ... Ob aber dessen ungeachtet Rittmeister Ludwig Decerti damals ...? Gleichviel. Es war ein hartes Dasein, auch wenn man Leutnant im ... Ulanenregiment, frischgebackener Kämmerer und der Geliebte der Primaballerina Flora Solimena war ... Flora Solimena. Auch von ihr waren Briefe da. Darunter einer: „Schatzi, ich danke dir tausendmal für das reizende Zeugel.“ — Also, Wagen hatte Ludwig Decerti verschenkt! Unfaßbar für Mathias Siebenlist. Und doch. Er lächelte. Er hatte damals

so viele Schulden gehabt, Decerti nämlich, daß er leichtlich auch Königsschlösser hätte verschenken können. Aber unerhört blieb es. Es schenkt einer einen Wagen an eine Tänzerin und bezahlt seinen Schneider nicht, seinen Handschuhlieferanten nicht und so weiter, alles „nicht“. Im Klub aß er damals. Das „kostete nichts“ ... Mathias lächelte wiederum. „Wenn ich heute plötzlich irgend einer Dame einen Wagen schenkte ...! Ja, zum Geldausgeben gehört Rasse. Ganz sicherlich ... Armer Decerti!“ Und er sah ihn daliegen, mit durchschnittenen Pulsadern ... Allerlei Briefe auf rosa, blauem, gelbem, rotem, Fliederblüten- und Heliotropepapier waren da, lauter Frauenbriefe: Sängerinnen, Schauspielerinnen, auch Damen der Gesellschaft. Da war eine Baronin Sidonie. „Die Malemanche mit dem Mal unter der linken Brust“, hatte Decerti dazu geschrieben. Mit Bleistift, flüchtig. Sich selbst zu erinnern. Oder für ihn, Mathias? Kindisch, das anzunehmen! Als ob Decerti den Wust jemals wieder anders denn blätternd, mit herabgezogenen Mundwinkeln blätternd, zur Hand genommen haben sollte!

Es kamen tagebuchartige Aufzeichnungen. In Schlagworten: „Begräbnis Lulus ... Oberleutnant ... 10000 Gulden an Mironville“. Und: „Nicht zu vergessen“ stand dabei! Dann eine Balleinladung, eine einzige: „Le comte et la comtesse de Soubiroff se donnent l'honneur ...“ Das Datum? Vor 20 Jahren ... Warum diese eine Einladungskarte? Mathias hielt die vergilbte lang in der Hand. Plötzlich fiel ihm ein, sie umzuwenden. Da stand es: Mascha. Sonst nichts. Mascha. Und Mathias träumte. Mascha Comtesse de Soubiroff. Und da war ja auch ihr Bild. Natürlich, das war sie. Sehr groß, sehr schlank, in einem schwarzen Spitzenkleide. Tief dekolletiert. Mit verschleierten Augen. Rechts am Rande nichts als „Mascha“. Mit großen fliegenden Zügen, aber in dicken Strichen hingesetzt ... Mascha ... Wozu ihm der Rittmeister das Zeug da hinterlassen hatte? Es ärgerte ihn, ja, es ärgerte ihn. Nun würde er da, er wußte es, Abend für Abend sitzen und diese Bilder, diese Billetdoux betrachten und träumen von Unmöglichkeiten ... Die Philosophie des Blödsinns ... Sie war selbst ein Blödsinn, diese Philosophie! Haben

mußte man die Welt, haben mußte man sie, dann konnte man über ihren Blödsinn philosophieren. Und sich versaufen auch noch. Meinetwegen, sich noch versaufen dazu! Was lag daran? Aber wenn einer da saß wie er, Mathias Siebenlist mit dem Buckel, vor dem Bilde Maschas, Comtesse de Soubiroff, dann hatte man nichts als Bitterkeit im Herzen. Und Mathias sah seine Mutter, ganz deutlich diesmal, die Hände, die roten stillen unheimlichen Hände im Schoß, zwischen den hochgestellten Knien . . . Er strich sich über die Stirn. Dann ging er zum Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Ein Eisenbahnzug fauchte vorbei. Funken sprühten. Drüben dämmerte und zitterte die wogende Nacht über der Großstadt. Es war keine richtige Nacht. Das Schloß der hundert Liebhaber fiel ihm ein. Weiß stieg es aus grünem Blätterwald, leuchtend weiß, und der Mond darüber, still, unsäglich friedlich. Die Terrasse liegt schweigend, im vollen Mondlicht. Die Flügeltüren stehen weit geöffnet. Vom Blumenparterre steigt berauschender Duft auf. Die schöne Gräfin Decerti-Motocka tritt heraus auf den Balkon. Sie

hat ein weißes Nachtgewand aus Spitzen an. Sie legt die feinen blassen Hände auf die kühle steinerne Brüstung. Sie beugt sich lauschend vor ... Votre père aussi me fait de la peine .....

XI.

Jeden Abend saß Mathias am Schreibtisch des Rittmeisters und las in den Schriften aus der großen Mappe. Bei Tage besuchte er die Vorlesungen, erledigte seine Korrepetitorstunden. Aber was ist das Leben des Menschen am Tage? Das Leben des Menschen am Tage ist entweder eine Kläglichkeit oder eine Traurigkeit, hätte der Rittmeister gesagt. Abends jedoch, da war die Geige und da war die Mappe da. Und ob er auf der Geige spielte oder in der Mappe las, Satz um Satz las, über jeden sann: immer träumte Mathias. Es gab, wie gesagt, eine Unmenge Bilder, lauter Photographien, in der Wohnung des Rittmeisters, die nun dem Buckligen gehörte. Sie waren alle auf ihren Regalen geblieben, als der Alte sich hinüber geblutet hatte. Und in den Fächern des Schreibtisches fand Mathias noch Stöße und Stöße von Photographien. Einmal stellte

er eine ganze Reihe von Frauen vor sich hin. Er lehnte sie aneinander, umgab sich bis an beide Arme mit den Bildern dieser fremden Frauen. Sie waren fast alle schön, manche außerordentlich schön. Es gab große Damen darunter und große Hetären. Und alle diese Bilder waren mit Schriftzügen versehen, die einander oft geradezu lächerlich ähnelten. Viele von diesen vielen zeigten halb entblößte Körper, es waren auch solche darunter, die den Frauenleib unverhüllt boten, oder die schlanken ruhenden oder sitzenden oder lächelnd lehnenden Gestalten hatten als Toilette nur schwarze Strümpfe an den Beinen und Federhüte auf dem künstlichen Haarbau. Eine stand ganz nackt da, und ein schmaler lang herabwallender Pelzkragen taumelte wie eine Schlange von ihren Schultern. Eine war dargestellt als Danae. Sie hatte das süße Antlitz dem Beschauer zugewendet und lächelte mit halbgeschlossenen Augen, ließ die weißen Zähne durch die Lippen schimmern. Das rechte Knie war aufgestellt, der linke Arm lag unsäglich leicht und lose über einem Polster des Ruhebettes . . . Mathias umgab sich mit allen diesen fremden Frauen und

setzte sich vor sie hin, den Kopf in die Hand gestützt, und sah sie alle an, immer wieder an, der Reihe nach . . .

Eros, Feind, böser, teuflischer Feind, alles vernichtest du: Andacht, Sehnsucht, Ehrfurcht, Demut, Ruhe, Hoffnung, Treue, Liebe! — Eros, Feind, süßer, teuflischer Feind, alles ersetzest du: Andacht, Sehnsucht, Ehrfurcht, Hoffnung, Liebe . . . Stand das nicht irgendwo, vom Rittmeister irgend einmal niedergeschrieben? . . . .

Mathias starrte die fremden schönen Frauen an, den Kopf in die Hand gestützt, bis ihm die Augen übergingen. Und alle hatten im Leben des Grafen Decerti eine Rolle gespielt, irgend eine Rolle, sei es auch nur die gleichgültigste einer Stunde, eines Tages, einer Woche, eines Jahres. Viele, viele von diesen Frauen hatte er geküßt, viele so genossen, wie man ein Weib genießen kann . . Mathias dachte plötzlich voll Grauen an das einzige Mal, da er versucht hatte, sich diesen Genuß zu verschaffen.

Eine Erinnerung, die ihm die Schamröte in die Wangen trieb. Als sich das willfährige Frauenzimmer, das er aufgesucht

hatte, zu entkleiden begann, hatte ihn ein Ekel gepackt, ein grenzenloser Ekel vor diesem käuflichen Genuß, vor diesem armseligen Geschöpf, vor dieser öden Behausung, die Mann um Mann empfing, einen Tag um den andern, eine Stunde um die andre. Selbst ihm, dem häßlichen Buckligen, konnte sie sich nicht weigern, die dieses Los erwählt hatte, die von diesem Lose war erwählt worden! Er war davongeeilt wie ein Geschändeter .... Und so war er keusch geblieben. Keusch! Ihn schauerte. Heißt das keusch sein, daß er hier saß vor diesen alten Photographien und seine begehrenden Blicke weidete an Augen und Lippen, Schultern und Hüften, Brüsten und Beinen? Hieß das keusch sein, daß sie ihn verfolgten am Tag und im Traum, die fremden schönen Frauen des Toten? Hieß das keusch sein, daß das Schloß der hundert Liebhaber vor ihm auftauchte wie ein orientalischer Feenpalast, angefüllt mit Gemächern der verschwiegenen Lust und umrauscht von schleiernden Springbrunnen? O, einer der hundert gewesen zu sein, einer! Der hundert und erste, der letzte!

Es gab kein Bild der schönen Gräfin Decerti-Motocka im Schatze des Rittmeisters. Er hatte alles längst um und umgewühlt nach ihrem Bilde, in einer Sucht, die ihm blutschänderisch dünkte, — lächerlicherweise, wie er sich sofort zugestehen mußte. Der Rittmeister hatte wohl das Bild seiner schönen sündhaften Mutter vernichtet. Gleichviel. Wozu bedurfte er eines Bildes von ihr, die in ihm lebte mit dem glühenderen quälenden Leben des Traumes. Seine Geige sang ihre Liebe, ihre wundervolle, nie ermüdende Liebe. Da erstand das Schloß der hundert Liebhaber. Mit einem Geigenstrich war es erbaut. Und nun stand es da und verschwieg sie. Oft mußte er sie lange locken mit seinen Tönen, flehentlich rufen. Aber immer konnte er sie bannen. Und wenn sie ihm näher und näher kam, langsam aus dem Dunkel heranschreitend, heranduftend, da schlug ihm das Herz, und er fiedelte solange, bis sie ihn küßte. Das waren blutaustrinkende Küsse, bei denen man die Augen schloß und das Haupt zurücklehnte vor seligem Schmerz. Das Herrlichste, Schrecklichste aber war ihre Umarmung. Da

schluchzte die Geige, da bebten die Finger, die den Bogen hielten, da war ein Aufruhr in dem Instrument, der sich im Raume verbreitete, der das ganze Zimmer versinken ließ und die Totenstille beschwor, die außerhalb der Welt steht . . .

Bei Tage besuchte er die Universität und erledigte seine Korrepetitorstunden, aß in seinem kleinen Gasthause. Niemals sprach er mit jemand. Ralf wich er aus.

XII.

Eines Tages, als ihn die Nachmittagskühle, er wußte selbst nicht wie, bis in den Prater verlockt hatte, wohin er stets zu gehen vermied, da ihn der Anblick der geputzten Welt mehr, als er ertrug, beunruhigte, sah er in der Hauptallee unter den vielen Wagen, die von den Rennen kehrten, einen mit einem Doppelwappen, der seine Aufmerksamkeit in herzbeklemmender Weise fesselte. Es war eine Equipage, von einem majestätischen Kutscher gelenkt. Der Bediente saß kerzengerade, die Arme verschränkt, neben dem Kutscher auf dem Bocke. Die Räder waren gelb und schwarz, der

Wagen selbst schwarz lackiert mit schmaler gelber Einfassung. Im Fond saß eine Dame. Sie hielt den leichten Spitzenschirm gegen die Abendsonne. Ihr Haar unter dem kleinen Toquehute mit den angeschmiegten grünen Federn war schneeweiß, wie gepudert, ihre Augen blickten blau und träumerisch ... Mathias, dem der Wagen entgegenkam, war stehen geblieben. Sein Herz war ihm erstarrt. Das war sie, dort fuhr sie, die Gräfin Decerti-Motocka! — Um Gotteswillen, wie ihr sagen, daß er's wäre, er, Mathias Siebenlist, der Hundertunderste?! Langsam rollte der Wagen dahin. Nun stiegen die Rücken des Kutschers, des Bedienten schwarz im Selbstschatten gegen die sinkende Sonne. Mathias begann plötzlich zu laufen. Aber ein Wachmann hielt ihn auf. Wohin er laufe. „Lassen Sie mich!" Nein, das gehe nicht an, hier dürfe niemand laufen. — Der Wagen rollte langsam weiter, immer weiter. Mathias sah ihn entschwinden. Passanten blieben stehn. Er schämte sich. Ein hartes Lächeln auf den Lippen ging er. Nun war es ja doch schon zu spät. Den Wagen konnte er nicht mehr einholen ...

XIII.

Täglich stand der Bucklige von diesem Tag an im Prater. Jeden Wagen verfolgte er mit hungrigen Blicken. Sie kam nicht wieder.

Er vernachlässigte seine Stunden. Man sagte ihm eine nach der andern auf. Er nahm es gleichmütig hin. Sein Bargeld schmolz. Er versetzte seine Winterkleider, um essen zu können. Er versetzte dann die Teppiche des Rittmeisters, einen um den andern. Zusammengerollt, durch Nebengassen, trug er sie zum Leihhause. Auf der Universität erschien er nicht mehr.

Nachts saß er vor der Mappe. Alle Bilder hatte er vernichtet, zuerst die Männer, dann die Frauen, langsam eine nach der andern. Er hatte im Ofen ein Feuer angemacht, und da es ihm an Holz gebrach, heizte er mit Büchern nach, daß es lohte. So verbrannte der Bucklige die fremden schönen Frauen, weidete sich an den zuckenden Bewegungen ihrer weichen Arme, ihrer nackten Beine. Und allmählich begann er auch den Inhalt der Mappe zu verbrennen...

An Kleidern besaß er nur noch, was er am Leibe trug. Mit der bronzenen Dantebüste zunächst, dann mit Geräten bezahlte er die Miete. Endlich trug er alle Zigarettendosen des Rittmeisters ins Versatzamt.

Er wollte noch leben, sie wiederzusehen.

— — — — — — — — — — — — —

Täglich stand er im Prater. Längst hatte der üppige Frühling Wiens die Bäume mit dichtem Grün beladen. Schon drückte sommerliche Schwüle.

Da, eines Tages, sah er wieder das Gespann. Diesmal wußte er, was er zu tun hatte. Er trat auf die Fahrstraße, mitten unter die Wagen. Es war ihm gelungen, zwischen den vielen Rädern vorbeizukommen.

Nur noch ein einziger Wagen trennte ihn von dem schwarz-gelben Coupé. Und nun stand er ihr gegenüber . . .

Sie wandte ihm erstaunt ihr Antlitz zu: Ein welkes, faltiges, müdes Gesicht, erloschne Augen, greisenhaft dünne Haare um die eingesunknen Schläfen . . . Und Mathias lachte laut auf und fiel hintenüber hart auf seinen Höcker . . .

Aber seinem Wunsche ist doch Erfüllung geworden: Er lebt im Schloß der hundert Liebhaber. Daß die andern es als eine Irrenanstalt betrachten, kann der Wahrheit keinen Abbruch tun.

ELISA HUSSFELDT

I.

Von seinem Großvater hatte Moritz Duftig nie etwas vernommen. Der Vater war eines Tages als gedunsene Leiche von den leise gurgelnden Wellen des kleinen stinkenden Fabrikwassers ans Ufer gespült worden, wo die Wäscherinnen wuschen. Er selbst war der Gatte der Gräfin Elisa Hußfeldt. Und seine Frau war jung und schön.

Es gibt Menschen, die unter den andern durch ein nicht recht deutsames Etwas auffallen. Es ist nicht ihre Leibesschönheit, überhaupt nichts Äußerliches, auch nicht das durchleuchtende Geistige, gar das Geniale: es ist ein Unnennbares, das sie — freilich auch nur wieder dem oder jenem, der mehr ist, tiefer, eigentümlicher als andre, merkwürdig erscheinen läßt, seltsam anziehend oder abstoßend, jedenfalls absonderlich. So einer war Moritz Duftig, der ahnenlose, seit je gewesen. Die Vermöglichkeit seiner Eltern hätte ihm gestattet, zur Schule zu fahren wie die Bärs, die später auf eine so schreckliche Weise zugrunde gegangen sind; es wäre ihm zugebilligt gewesen, in weiten

flatternden Beinkleidern nach der neuesten Mode aufzutreten wie Otto von Gnesl, dessen Vater zwar geadelt worden, dessen Mutter nichtsdestoweniger jedoch gehalten war, sich selbst um die Küche umzusehen. Aber Moritz Duftig war stets im Anzug und in seinem Auftreten überhaupt ganz unscheinbar gewesen. Und dies gab ihm vielleicht gerade das Aparte. Oder war es auch das nicht . . . Seine Physiognomie wies ein ausgesprochen orientalisches Gepräge auf. Er hatte tiefschwarze Haare und ein blasses Gesicht, das in den Übergangsjahren durch Finnen entstellt war. Aber seine Gestalt war fein und elastisch. Er lernte nicht viel mehr, als man lernen mußte, um durchzuschlüpfen. Auf der Universität verfiel er bald dem wüsten Treiben der Alleingebliebenen. Niemals hatte er einen Freund besessen. Er schloß sich jeweils an Leute an, die man Kumpane nennt. In solcher Gesellschaft trank er und besuchte die öffentlichen Häuser. Später, als er durch den Tod seiner Mutter zu dem großen Vermögen gelangt war, das der Familie eine gewisse Stellung geschaffen hatte, brach er das

Studium ab und verlegte sich aufs Ballett. Er kaufte ein grünes Automobil und ließ sich von einigen Kammerdienern, die sich, freilich nur für Wochen und Monate, um seine Herrschaft bewarben, ausrauben. Eines Tages verschwand er aus der Hauptstadt. Er fuhr auf dem Mittelmeer in einer Yacht und hatte zwanzig verschiedenfarbige Mädchen an Bord. Zurückgekehrt, ein Fremdling in seiner Vaterstadt, begab er sich von neuem unter Beihilfe eines braven Advokaturskonzipienten ans Studium und trat endlich in den Staatsdienst. Man sandte ihn, den Mißliebigen, zunächst in die äußersten „Länder". Sein Vorgesetzter war ein biedrer bäurischer Mann, der mit einer Frau und drei Kindern vom Gehalt lebte. Moritz Duftig erwarb sich seine ganze Liebe durch die stille taktvolle Art, mit der er seine Lage respektierte, sich niemals etwas gegen den finanziell Ohnmächtigen herausnahm. Er ward endlich zur Regierung in die Hauptstadt einberufen. Nun ging er, von Schmarotzern umringt, in die Welt, hielt sich Wagen und Pferde, gab vortreffliche kleine Diners und erlangte allgemach intime Beziehungen zum Fräulein-

stift und sonstigen hochgebornen Damen. Im Theater hatte er eine Loge abonniert, in die er seine sämtlichen Kollegen und Bekannten ohne Unterschied des Ranges und der sozialen Stellung sowie der Erziehung einlud. Es kamen natürlich nur die, die sich für etwas Bessers hielten. Endlich heiratete Moritz Duftig die Gräfin Elisa Hußfeldt. Und die Geschichte dieser ungewöhnlichen Ehe soll hier erzählt werden.

Komtesse Elisa Hußfeldt war eine junge Dame, die alles an sich liebte: ihre langen feinen Waden, besonders wenn sie in die durchscheinenden schwarzen Strümpfe gehüllt waren, ihre kleinen straffen Brüste, ihren knabenhaft schlanken Leib, ihre tief scheinenden Augen. Man erzählte von ihr, daß sie einmal eine ganze Nacht vom Hause fort gewesen wäre, daß ihre Eltern in aller Stille, aber doch nicht ohne einiges unliebsame Aufsehen nach ihr hätten forschen lassen — leider ergebnislos. Man erzählte von ihr, daß sie tagelang — „tagelang“ war natürlich eine Übertreibung — auf dem Sofa liege und 1000 Zigaretten rauche. Was

erzählte man nicht alles von ihr! Die kleinen und größern Mädchen der Provinzstadt vergötterten und haßten sie zugleich. Sie gab sich mit keiner ab. Ihr Vater, General im Ruhestande, lebte seinem Landtags- und Jagdsport, ihre Mutter, eine Fürstin Lovatori, ihren wechselnden Günstlingen, die, je älter sie wurde, immer unreifer und kindischer gerieten. Elisa Hußfeldt tanzte späterhin bei den fashionabeln kleinen Tanzunterhaltungen der Provinzgesellschaft. Sie war immer unbestritten die Schönste, aber auch die Kühlste. Diese mehr oder weniger albernen jungen Leute hatten ihr nichts zu bieten. Bis Moritz Duftig kam . . .

Moritz Duftig ging durch den Saal, ließ seine langen Arme schlaff pendeln und die Unterlippe hängen. Er lächelte mit flüchtigem Lächeln einigen verblühten Stiftsdamen zu, vollführte die notwendigsten Verbeugungen, und nachdem er einige Anstandsronden getanzt hatte, begab er sich ins Klubzimmer und hazardierte bis zum Morgen. Elisa Hußfeldt verachtete ihn, da er sie nicht zu sehen geruhte, beim Spiel blieb, ohne sich auch nur in der Tür als

Zuschauer zu zeigen. Es sprach sich herum, daß er viel verliere und hinwiederum viel gewinne. Sein Diener wartete mit den andern Bedienten. Dieser Diener war ein Spanier, mit dem niemand sprechen konnte. Das wußte Elisa Hußfeldt.

In einem wilden Sir Roger riß Elisa das Strumpfband und glitt über das Bein hinab. Sie trat aus den Reihen und wollte sich im anstoßenden Vorraum von der für den Abend gemieteten Garderobière den Schaden richten lassen. Als sie das gewölbte Gemach durchschritt, in dem ein verwaistes Buffet thronte, kam Moritz Duftig aus dem Spielzimmer. Er hatte eine große dicke dunkle Zigarre im Mund, und das gescheitelte tiefschwarze Haar hing ihm etwas verwirrt über die Schläfen. Aus dem raucherfüllten Gemach drang Stimmengewirre. Er ging vornübergebeugt, ruhig wie gewöhnlich.

Als er Elisa Hußfeld erblickte, — sie war stehen geblieben und sah ihn an — wanderte sein Blick an ihrer Gestalt entlang. Plötzlich sagte er: „Gräfin, Sie verlieren Ihr Strumpfband.“ Ihr schoß eine unwillige Röte ins Gesicht. Aber sie fand keine Ant-

wort. Da bückte sich Moritz Duftig und reichte ihr das nachschleifende Band, wobei sich ihr Rock um ein weniges hob. Sie sahen einander ins Auge . . ., und mit einemmal hatte sie ganz leicht an seiner Brust gelegen und war von ihm geküßt worden. Das war alles.

Am nächsten Tag erhielt er einen kleinen Brief. Darin stand: „Sie werden um mich anhalten." Er tat es. Man schätzte sein Einkommen auf mehr denn eine Viertelmillion. So feierte man die Verlobung. Getauft war er längst. In der kleinen Stadt kannte jedermann seine Stellung. Es war weiter kein Kommentar nötig. Natürlich gabs einige Tage und Wochen Klatsch in allen Teegesellschaften. Der alte General adoptierte ihn zu guter Letzt.

Elisa Hußfeldt-Duftig aber, née comtesse d'Hußfeldt, gebar im ersten Jahre Zwillinge. Das Mädchen war schwarz und blaß, der Knabe blond und rosig. Der Knabe starb nach wenigen Stunden. Das Mädchen blieb am Leben. Und sie wurde später die große Sängerin, die den Prinzen Louis Georg so lange hinhielt, bis er sie heiratete. Doch das liegt nach der Zeit dieser Geschichte.

II.

Elisa Hußfeldt-Duftig saß vor dem Spiegel. Ihre Jungfer, die ihr das Haar strählte, brach plötzlich in Tränen aus. „Warum weinst du, was hast du denn?“ fragte die Gräfin. „Ach Gott, gnädigste Gräfin“, schluchzte das Mädchen, „Sie werden mirs nie verzeihen. Ich bin in der Hoffnung.“ Und sie fiel vor der Herrin auf die Knie nieder. Elisa wußte genug. Sie vermied weitre Fragen. Am Abend aber, als sie aus dem Theater heimkehrten, im Wagen, das Gesicht gerade ausgerichtet, sagte sie zu Moritz: „Ich bitte mir mehr Achtung aus.“ Er schwieg. Zu Hause bemerkte sie: „Ich habe die Person sofort entlassen.“ Er sah sie groß an, hielt mit dem Mundausspülen inne . . . „Du hast recht,“ sagte er gelassen. „Es ist geschmacklos.“ Und dann nahm er sie in seine langen feinen Arme und küßte sie langsam, zärtlich auf die Augenlider. Denn daß solche Dinge eigentlich nichts zu bedeuten hätten, war eine nicht erst zu erörternde Tatsache. Warum hätte er plötzlich sich an einer Frau genügen lassen sollen, er, der mit 20 verschieden-

farbigen Mädchen auf dem Mittelmeer in einer Yacht gekreuzt, der seine Ausbildung zum Erotiker beim Ballett erhalten hatte? Freilich, zu Dienstmädchen soll man keine Beziehungen unterhalten, am wenigsten zu den Kammerjungfern der eignen Gattin. Das war geschmacklos, wirklich. Aber damit war die Sache auch abgetan. Man gab dem Frauenzimmer 500 Kronen Abfertigung. Und nun kein Wort mehr von dieser Dummheit...

III.

Eines Tages führte der Gatte Elisa einen jungen Mann zu, der nach zurückgelegten Rechtsstudien in den Verwaltungsdienst eingetreten war und nun der Reihe nach in der „Gesellschaft“ seine Besuche machte. Es war Herr Ralf Friedrich Pecher, ein Sohn aus guter Familie. Sein Auftreten war tadellos, wenn auch etwas jugendlich befangen. Seine Erscheinung durfte man merkwürdig nennen. Er war groß und nicht harmonisch gebaut. Sein Oberkörper war viel zu kurz, die Schultern waren viel zu schmal, die Beine viel zu dünn. Sein Gang war nicht geradeaus gerichtet,

sondern im Zickzack schwankend, der Gang eines, der sich beim Gehen immer beobachtet. Sein Kopf war lang und das Hinterhaupt übermäßig gewölbt. Die kurze, aber sehr breite und feste Stirne durchschnitten zahlreiche, bei lebhaftem Mienenspiel sich vertiefende und wiederum sich glättende Falten. Seine Nase war ganz ungewöhnlich: sie war lang, schien schmal und war doch breit, hatte mächtige Flügel, Nüstern geradezu, die sich, nicht leise zitternd, sondern klemmend bewegten. Die Augen Herrn Friedrich Pechers schienen grau, waren aber manchmal ganz hell, ja himmelblau und leuchteten dann in dem dunkel-gesund geröteten Gesichte mit den vollen Wangen fast geheimnisvoll. Das Haupthaar trug Herr Pecher der Mode folgend dicht und lang, glatt gescheitelt und mit Öl getränkt. Es schien pechschwarz, war aber eigentlich dunkelblond, glänzte oft metallisch und mußte trotz der artigen Glätte als widerspenstig gelten. Die Hände konnte man für sehr schön halten, sie machten den Eindruck schlanker Länge und feiner Beweglichkeit. In der Nähe erwiesen sie sich

als ziemlich fleischig und breit. An jedem der beiden kleinen Finger trug Herr Pecher einen wohlgehaltenen Brillantring, sonst jedoch keinerlei Schmuck. Seine Stimme besaß einen angenehmen Schmelz, war immer halblaut angeschlagen und ließ große Stärke vermuten. Man konnte auf einen Sänger von mächtigem Umfang der Mittel schließen. Herr Pecher war mit ausgesuchter Eleganz gekleidet, verneigte sich graziös und entfernte sich schwankend, wie einer, der sich immer beobachtet weiß oder glaubt. Elisa, die dem Eindruck des Besuchers nachsann, fand, daß Herr Pecher nicht nur ein sympathischer, sondern auch ein hübscher und interessanter Mensch sei.

Man lud den neuen Ankömmling bereits zum ersten Souper der Saison. Er kam, war artig, immer etwas angenehm befangen und unterhielt sich fast ausschließlich mit Elisa. Kartenspiele erklärte er nicht zu verstehn, dagegen bekannte er sich als eifrigen Anhänger des Tennissports und leidenschaftlichen Fechter. Er ward zunächst aufgefordert, sich an einer erst im Entstehen begriffenen Herbst-Tennispartie zu beteiligen.

Elisa spielte mit einer ältlichen Stiftsdame, Baronin Claire Bitterold, und zwei Ehepaaren: Herrn und Frau von Müller-Hofhans — Herr Hofhans war von seinem Onkel, dem pensionierten Feldmarschalleutnant Edlen von Müller, adoptiert worden, er hatte später auch die Adelsübertragung erlangt — und den jung verheirateten Derivenas. Rudolf Baron Derivena war gleich Herrn Pecher Konzipist der Landesregierung, seine Frau die einzige Tochter eines auf einige Millionen geschätzten Emailgeschirr-Fabrikanten. Mit Moritz war man zu acht. Es wurden demnach zwei Plätze besetzt. Die Gesellschaft versammelte sich in den Abendstunden. Man kam zu Rad, zu Fuß und zu Wagen. Rudolf Derivena und Elisa Hußfeldt kutschierten ihre Gespanne selbst. Es ergab sich, daß Herr Pecher von Elisa mitgenommen ward. Die ersten Male holte er sie ab, das heißt, er erschien bei ihr zu einer festgesetzten Stunde, später holte ihn Elisa ab, das heißt, sie erschien, da seine Wohnung auf dem Wege lag, zu einer bestimmten Stunde vor dem Hause. Im Verlaufe des Herbstes ward die

alte Ordnung wieder hergestellt: Herr Pecher erschien bei Elisa, aber nicht mehr zu bestimmter Stunde, sondern — viel früher. Und als der Winter kam, — man hatte bis tief in den Herbst hinein Tennis gespielt — fuhren sie ohne Ziel miteinander spazieren, Herr Pecher neben Elisa im kurzen Pelz, den steifen schwarzen Filzhut auf dem dichten glatt gescheitelten Haar, Elisa in einer weiten Homespunjacke und warmen großen Stulphandschuhen. Über beider Knieen lag die Wagendecke. Und steif wie hart gewordener Teig, mit verschränkten Armen, saß hinter ihnen Jean, der Groom, der eigentlich Johann Vopalek hieß, was aber nichts zur Sache tut.

IV.

Wie war das alles gekommen? ... . Der traurige Ruf eines Automobils tönte in kurzen Stößen durch die Nacht. Die Uhr tickte. Das harte Klappern von schnellen Hufschlägen auf dem Asphalt schwoll an und entfernte sich. Wie war das alles gekommen? Neben Ralf Friedrich auf dem Sofa saß eine Frau, die bis vor wenigen

Minuten noch das Ziel seiner Wünsche gewesen und jetzt, in der Totenstille des hoch gelegenen Zimmers, ihm fremd, völlig fremd geworden war. Mit grauenhafter Deutlichkeit sah er alles Tatsächliche an dem unbegreiflichen Ereignis. Sie selbst wagte er nicht anzuschaun. Er wußte, daß sie da saß und seinem Blick entgegenbangte mit mühsam unterdrückten Atemzügen. Und er versuchte, sie sich vorzustellen, wie sie früher ihm gegenüber gestanden hatte im alltäglichen Leben, wie sie ihm einst erschienen war. Er schloß die Augen und rief ihre Gestalt vor sein inneres Auge zurück, ihren harten großen Mund, ihre harten blauen Augen, ihre etwas eckigen Bewegungen. Wo war aller Zauber geblieben? Denn so, so war sie doch gewesen, damals, vorher ... Da hatte er sie ganz anders gesehn: schlank und biegsam, süß-spröde und als eine Frau von einer kindlich rührenden Arglosigkeit. Und jung war sie gewesen, jung, unerhört jung, schimmernd von Jugend, taufrisch, klar wie ein Morgen in einem kleinen Garten, ehe noch jemand die am Abend fein gerecheten Kiespfade betreten hat ... Jetzt

aber saß sie da neben ihm und atmete schwer und bangte vor dem Blick des befriedigten Mannes. Befriedigt! Zerstört war er, zerstört, zerbrochen, angewidert, voll Haß, voll Verachtung, voll namenlosen Kummers. Und das sollte die Erfüllung sein, die Erfüllung, nach der er gelechzt hatte seit Monaten? Jetzt, da sie ihm alles, sich ganz ihm zu eigen gegeben hatte, jetzt war sie ihm genommen worden, von ihm abgelöst wie ein Gewand, das mit steifen Falten abseits liegt, ganz unmittelbar noch, aber erstarrt in dieser Unmittelbarkeit, tot . . .

Und er stand auf und trat zum Fenster, blickte in die schwarzen Fenster der Häuser gegenüber. Es war ihm, als ob er in die schwarzen Fenster seiner Seele blickte. Nichts trat an diese Fenster hervor aus der Unbeweglichkeit . . .

Hinter ihm atmete es schwer . . . Auch die junge Frau, die dort saß, dachte nach. Auch sie verglich. Sie fühlte eine schnürende Müdigkeit im Halse, eine Leere im Kopf und eine steigende Angst im Herzen. Sie hatte die Arme um ihre Knie geschlungen, das Haupt hinabgesenkt und sah mit

weit aufgerissenen Augen — sie fühlte, wie unnatürlich weit diese Augen aufgerissen waren — auf die glänzenden Spitzen ihrer Lackhalbschuhe. Endlich seufzte sie auf und sagte — dieser Laut zerriß plötzlich, ihr selbst zum Schrecken, die unheimliche Stille —: „Ralf!" Er wandte sich nicht um. Was soll jetzt noch kommen? Was soll jetzt noch kommen? Er hatte keine Beziehung zu ihr, überhaupt keine. Er haßte sie nicht, er verabscheute sie nicht, er empfand ihre Nähe nur als etwas ganz Unwahrscheinliches, irgendwie zu Erklärendes. Aber das war etwas, was niemals erklärt werden würde, das blieb so hängen, von einem Grat hinab ins Bodenlose hängen, steif, reglos . . .

Plötzlich begann das ganze Zimmer hinter ihm zu sinken: es versank. Langsam, lautlos, er hielt sich mit seinen Augen nur an dem weißen Fensterkreuz dicht vor ihm, das zu zittern, zitternd sich auszudehnen begann, wesenhaft, weiß ins Grenzenlose.

Da schlug die Uhr . . . „Ralf, ich muß gehn . . ." Ein Kreisel blieb plötzlich stehn. Ihn schwindelte. Er schloß die Augen . . . Als er sie öffnete, hatte er auch schon die

Kraft wieder, sich umzusehn. Da saß sie. Eine Haarflechte hing ihr in die schmale Stirn. Unter den Augen brannte eine heftige Röte, aus dem fraisefarbenen Kleide ragten die hohen Knie. Die Brust war eingesunken und arbeitete mühsam. „Du willst gehn?“ Er hörte sich das sagen. Und es beliebte ihm, sich langsam eine Zigarette anzuzünden ... Die Pause schien endlos. Da, mit einem Ruck erhob sie sich. Er sah es. Sie hatte sich mit beiden Armen von dem tiefen Sofa emporgeschnellt. Nun stand sie vor ihm, kaum einen Schritt von ihm entfernt. Und nun ließ sie ihren Kopf an seine Schulter sinken und schluchzte. Er hielt ganz still. Das Schluchzen erschütterte ihren Körper. Es war ihm, als ob es in ihn hinein dröhnte. Er sah ihr fein gewelltes leichtes blondes Haar, sah die mit dem Kamm schnurgerade gezogene Abteilung der Haare, sah die dicken Perlgehänge in ihren eng am schmalen Kopf liegenden Ohren, sein Blick glitt an den hochgezogenen bebenden Schultern entlang hinab zur dürftigen kindlichen Brust unter dem Spitzeneinsatz. Ganz sanft nahm er ihren Kopf und küßte

7*

sie auf die Stirne. Nun rührte sie ihn. „Ralf, du hast mich jetzt nicht mehr lieb!“ Sie weinte. Große Tränen rannen an den Flügeln ihrer Nase hinab. Sie holte ein Taschentuch hervor und schneuzte sich. Er wehrte mit einem leichten Lächeln ab. Er streichelte ihre Arme von den Schultern abwärts. Da faßte sie seine beiden Hände. „Ralf, sag mirs lieber, sag mirs, daß du mich nicht mehr leiden kannst!“ — „Aber Lisa.“ —

V.

Unangenehm an der Sache war bei ruhiger Überlegung — und merkwürdigerweise jetzt erst — der Umstand, daß der Mann Elisas gewissermaßen als betrogen erschien. Jedermann kannte das Verhältnis, kannte es natürlich längst, ehe es ein richtiges „Verhältnis“ geworden war, nur der Gatte, der Hauptbeteiligte, wußte nichts davon. Es schien wenigstens so. Aber Moritz Hußfeldt-Duftig wußte genau dasselbe wie alle andern Leute des kleinen und des großen Bekanntenkreises. Als er zur Überzeugung gelangt war, daß etwas hinter seinem Rücken vorginge, das ihm nicht recht sein könnte, hatte

ihn die Erkenntnis seiner Stellung bitter getroffen. Nicht ohne geheimes Grauen verfolgte er unbemerkt die Bewegungen und Blicke seiner Frau, die Blicke und Bewegungen ihres Tischnachbars, seines Freundes Pecher. Denn Ralf Friedrich Pecher war sein Freund geworden. Man hatte zusammen gefochten, getanzt, gespielt, gejagt, war zusammen geritten, hatte allerlei vertrauliche Mitteilungen ausgetauscht.

Ein Verrat, ein niederträchtiger Verrat! Aber indem er dieses Urteil, diese schön gefügte sonore Phrase aussprach, lautlos bei sich aussprach, mußte er bitter lächeln. Große Worte, große Worte! Was hatte Friedrich Pecher „verraten"? Welche „Bande" hatte er verletzt? Sicherlich die „geheiligten Bande der Ehe". Aber war er, Moritz Duftig, der legitimierte Anwalt dieser Institution? Es war im Grunde doch nichts als eine Übervorteilung, eine Übervorteilung, wie sie sich jeder gestattet, der klug und geschickt genug dazu ist. Das „brachte der Verkehr mit sich". Freilich es am eignen Leibe zu empfinden, war fast grauenhaft. Aber was sollte er tun? Einen Skandal

provozieren? Seine Frau hinausjagen, Pecher töten oder ohrfeigen. Oder — anzeigen? Es war doch gar nichts „erwiesen". Und sollte er etwa lauern, bis er die beiden ertappt hätte? Herumgehn in seinem Hause wie ein Spion, die Dienerschaft durch Bestechungen für seine Zwecke gewinnen usw.? Pfui Teufel! — Ganz abgesehen von der Unbequemlichkeit. Im Grunde aber blieb er ja doch der Blamierte, ob nun die Sache einen tragischen oder einen kläglichen Ausgang nahm. Es war immerhin noch das Gescheidteste, sich als unwissenden Ehemann zu gebärden, die Rolle anzunehmen, die seiner Stellung am besten entsprach.

Und Moritz Hußfeldt-Duftig nahm die Rolle des unwissenden Ehemanns an zu einer Zeit, da noch alles zu verhüten gewesen wäre. Denn Elisa war eine Frau, die sich nicht überrumpeln ließ. Elisa war besonnen, überlegend, ihrer selbst sicher, kaltblütig. Friedrich Pecher hatte ihr vom ersten Augenblick an gefallen. Er war vielleicht in einer günstigen Stunde vor ihr erschienen. Sie hatte ihrem Manne nur mit Bitterkeit einige Fehltritte nachsehen können; sie zu

vergessen, war sie nicht imstande, wenn die Ereignisse auch allmählich in dem Nebel untertauchten, der das Vergangene rücksichtsvoll einhüllt (wenn er manchmal zerreißt, steht das Vergangene um so schroffer da in seiner unangreifbaren Vollendetheit). Elisa war schön und eitel. Sie wußte um Beides. Sie liebte ihren Mann nicht, hatte ihn niemals geliebt. Sie hatte ihn manchmal bewundert, sie war dankbar gewesen für das Sieghafte seiner Männlichkeit, er hatte ihr zuweilen ganz ausnehmend gut gefallen, seine ganze Art und Weise war ihr sympathisch, die Manier, mit der er sich eine Zigarre anzündete, die Haltung, in der er eine Nadel vom Teppich aufhob. Und anderseits war Herr Ralf Friedrich Pecher durchaus nicht gefährlich. Sein kleiner blonder Schnurrbart unter der in ihren Flügeln beweglichen langen Nase, die grauen Augen, die manchmal himmelblauhell aufleuchteten, seine weichen Hände, alles das war nicht verführerisch, wenn auch angenehm. Sein Witz war anmutig, noch anmutiger seine leichte Verlegenheit, sein Gang war ungeschickt und unfrei, seine Kleidung immer ein wenig,

ein ganz klein wenig auffallend: sein Überrock etwas zu kurz, die Krempe seines Hutes etwas zu flach, sein Hemdkragen etwas zu hoch. Es hätte an Moritz gelegen, Elisa das alles einmal spöttisch zu zeigen: Herr Ralf Friedrich Pecher wäre ein hübscher lieber Bursch geblieben, aber als Liebhaber, als Geliebter ein für allemal abgetan gewesen. Da sich jedoch ihr Mann allzufrüh in die Rolle des getäuschten Ehemanns gefunden hatte — Was war denn bis dahin geschehen? Ein paar leichte Berührungen, die man ausgehalten, gern ertragen, wohl auch vielleicht ab und zu ganz leise erwidert hatte —, war Ralf Friedrich mehr als ein artiger Bursch geworden, mehr als ein angenehmer Tennispartner, mehr als der unterhaltende Begleiter ihrer Ausfahrten: der glückliche Hausfreund. Denn das war nicht mehr ungeschehen zu machen, was geschehen war, als sich Moritz in die Rolle des unwissenden Ehemanns gefunden hatte, das nicht mehr. Es war noch nicht das Letzte, aber da gabs kein Zurück mehr.

Und nun hatte sie ihr Erlebnis, und es war trübselig. Und das Ärgste daran war,

daß sie Friedrich gegenüber so klein war, daß sie ihn lieb hatte, wirklich lieb, lieber als irgend wen auf der Welt, und — daß er sie vielleicht nicht mehr lieb hatte . . .

VI.

Ralf Friedrich Pecher vermied seit jenem Tage, da Elisa ihm ihren ersten Besuch abgestattet hatte, das Haus seines Freundes Moritz Hußfeldt-Duftig. Es war gemein, das sagte er sich selbst, es war auch dumm, denn es mußte auffallen. Aber es war bequem, wenigstens schien es ihm so, deshalb unterdrückte er alle Bedenken und blieb aus. — Elisa hatte sich zuerst geschämt, war dann willens gewesen, sich demütig als liebende Geliebte zu geben, fand Ralfs Ausbleiben kränkend, endlich beleidigend und sprach sich zuletzt Moritz gegenüber mit Schärfe über die Ungezogenheit Herrn Pechers aus.

Moritz saß still, die feinen langen Arme zwischen den hochgestellten Knien, die schmalen Finger verschränkt. Plötzlich hob er seinen Blick. Da ahnte sie, daß er alles wüßte. Sie errötete und sprach verwirrt

weiter. Moritz sagte nichts. Er stand auf, schritt langsam zum Fenster und sah hinaus. Er sah einige Fabriksschlote und dahinter den mit grünen Anlagen bedeckten Kirchenberg. Oben im Blauen hingen weiße Wolken. Ihm schien die Angelegenheit furchtbar unnatürlich. Er empfand, daß sein Schweigen nicht am Platze sei. Er empfand, daß es sich über Gebühr ausdehnte. Aber mit einem mitleidigen Trotz schwieg er weiter . . .

Elisa hatte sich entfernt. Moritz ging zu Ralf Friedrich. Er fand ihn zu Hause und einigermaßen verlegen. Es machte ihm einen melancholischen Spaß, zu fragen: „Warum kommst du nicht zu uns? Meine Frau hat sich darüber beklagt.“ Ralf Friedrich sah ihn an. Sollte der Mann wirklich so unerlaubt dumm sein? Oder war das etwa eine Finte? Aber derlei Finten haben doch keinen Sinn . . . Plötzlich warf sich Moritz mit dem ganzen Oberkörper über die Kopflehne des Sofas, und beide Hände vor dem Gesicht, schluchzte er laut. Ralf Friedrich stand verdutzt vor ihm. Was war da zu tun? Das war höchst unerwünscht,

im letzten Grund albern, unsäglich albern. Sollte er vielleicht — trösten . . . „Verzeih", sagte Moritz, „ich habe manchmal solche nervöse Anfälle." Und er versuchte zu lächeln. „Willst du einen Kognak?" fragte Ralf Friedrich. Moritz trank Kognak, dann ging er. Ralf Friedrich blieb zurück. Er sah ihm vom Fenster nach, wie er vornübergebeugt, aber elastisch die Straße durchquerte.

VII.

Am nächsten Tage war Teeabend beim Statthalter, intimer Teeabend: die crême de la crême. Die schöne Gräfin Hußfeld — man nannte sie selbstverständlich immer noch Gräfin — stand umringt von einigen ältern Herrn. Die jüngeren, die von ihren Beziehungen zu Ralf Friedrich wußten, verhielten sich seither reserviert. Einer traute dem andern nicht. Eine Frau, die einmal etwas mit einem gehabt hat, kann jederzeit wieder . . . Herr von Ambros, genannt der Ambrosier, hatte sich eine besonders seigneurale Attitude zugelegt. Er steifte den rechten Ellenbogen auf eine hohe Etagère und hielt das Monokle am haardünnen Bande

mit zwei Fingern der Linken soweit, als die Schnur reichte, von sich gestreckt. Am liebsten hätte er noch ein Bein auf ein Fauteuil gestellt. Aber das ging nicht an, zumal da er eben einigen Damen Platz machen mußte, die die im Halbkreis an der Längswand entlang sitzenden älteren zu begrüßen kamen. — Moritz Hußfeld-Duftig lehnte am Türfutter zwischen den dem Tanz gewidmeten beiden Gemächern. Er sah zu, wie Ralf Friedrich mit der kleinen Irma Seveningen walzte. Ralf Friedrich war glänzend. Beim Tanzen streifte sein Auge die Zuschauer. Die kleine Irma Seveningen hing voll Zärtlichkeit in seinem elegant versteiften Arm.

In Moritz tauchte plötzlich der Gedanke auf: „Wie, wenn ich jetzt auf diesen Kerl zuträte und ihm eine Ohrfeige gäbe?“ Der Gedanke war sozusagen aus dem Nichts entstanden oder herangeflogen, hatte getroffen, saß und zitterte. Nun wühlte er sich mit Widerhaken ein.

Moritz Hußfeld-Duftig verwandte kein Auge mehr von Ralf Friedrich. Hinter ihm ein Stimmengeschwirr, vor ihm, in dem

kleinern Zimmer — um einer Nische willen, die seit jeher diesem Zweck gedient hatte — das Orchester. Die Paare drehten sich manchmal an ihm vorbei. Ab und zu erhielt er einen leichten oder auch einen stärkern Stoß.

Jetzt wollte Ralf Friedrich in einem gewandten Achter nach links herum durch die Türe. Moritz trat einen Schritt vor. Zuerst flog ihm das zarte Kleidchen der kleinen Irma Seveningen über die Schenkel. Und nun — stieß ihn Ralf Friedrich derb vor die Brust. „Pardon", sagte Ralf Friedrich. „Aff", sagte ganz laut Moritz Hußfeld-Duftig.

Jetzt war alles in Ordnung. Ja, so, genau so hatte es kommen müssen.

Ralf Friedrich ließ seine Tänzerin aus, geleitete sie noch hastig ein paar Schritte vorwärts zu einer Wand, verneigte sich, schon halb im Gehn, und stand auch schon vor Moritz.

„Eine Ohrfeige gefällig?" fragte das ganz blasse Gesicht mit dem kurzen blonden Schnurrbart. Und Moritz hielt diesen glanzlosen starren Blick aus, er behielt beide Hände auf dem Rücken, er war nicht um einen Schritt zurückgewichen, er hatte die

Lippen nicht um eine Spanne weiter geöffnet. Ralf Friedrich machte Kehrt . . .

VIII.

Das Duell hatte stattgefunden. Ralf Friedrich lag mit einer schweren Kopfwunde im Fieber. Als die Gefahr vorüber war, reisten Herr und Frau Moritz Duftig-Hußfeld ab. Man besuchte Venedig, man besuchte Florenz, Rom, Neapel. Es war eine lautlose Reise. Endlich, da man im Hotel Quisisana auf Capri saß, ergab sich, was nicht länger zu vermeiden war. Man war wieder einmal heftig gewesen. Moritz war endlich in den Korridor hinaus gegangen, hatte sich auf ein Fensterbrett gesetzt und die Schaufenster des kleinen englischen Ladens gegenüber angestarrt.

Um das Aufsehen zu vermeiden, war man dann noch bis Neapel zusammen gefahren. Hier erfolgte der Abschied, der die Trennung einleiten sollte.

Nun saß Elisa allein in einem ihr durch Moritz reservierten Coupé auf der Strecke Neapel—Rom und überdachte alles. Sie sah Moritz im Tennisanzug, schlank und

geschmeidig, geschickt wie keiner im Spiel am Netz, sie sah ihn im Morgenanzug — blauer leichter Rock, weiße Leinenhose, Schildkappe — am Frühstückstisch, die feinen Linien der lässig übereinander geschlagenen Beine. Sie sah ihn nachts neben dem Bett im langen Nachthemd, die elegante Magerkeit seiner leichten Glieder durchscheinend. Und niemals war er roh gewesen, niemals. Nur so eine unterdrückte, mühsam unterdrückte Wut hatte immer in ihr gekocht, wenn er mit ihr über irgend ein Thema ironisch disputierte . . .

Moritz Hußfeld-Duftig saß indessen allein im Palmensalon des Grand Hotel in Neapel. Er war in tadelloser Abendtoilette: Frack und mit schmalen Schleifen gezierte Lackhalbschuhe. Vor ihm stand ein Whisky mit Soda. Er rauchte — die wievielte? Er zählte die Endchen im Aschenbecher — die achtzehnte Zigarette. Er sah Elisa vor sich im weißen Piquet-Tenniskostüm, ganz lose die blaue Schärpe. Das Kostüm war ein Gewand aus einem Stück, wand man die Schärpe ab, so flutete es um die weichen Glieder. Er sah Elisa in großer Toilette: schwarzem

Spitzenkleid mit Achatplättchen, tief dekolletiert, ein blaues Band durch den Ausschnitt gezogen, Perlen, sieben Reihen gleichmäßiger milchweißer Perlen um den schön gerundeten Hals. Er sah sie nachts .... Daß diese dumme Geschichte mit Pecher hatte kommen müssen! Irma Seveningen tanzte an ihm vorbei. Ihr leichtes Kleidchen flutete über seine Schenkel, dann kam der Stoß vor die Brust ... Aber er hatte sich doch eigentlich sehr gut benommen. Sehr gut, wiederholte er ...

Und was nun? Er hatte ja ein Kind, ein Mädchen, von einem Zwillingspaar der überlebende Teil. Ein hübsches kleines Ding, schwarz und graziös. Aber das Kind blieb ja doch Elisa. Natürlich. Wozu da erst einen Streit anfangen? Übrigens hatte er ihr's so gut wie versprochen. Und was sollte er auch mit dem Kinde? — Er dachte an sein Haus in der Wasagasse Nr. 7. Er sah die hübsche schwarze Siebenzahl auf weißem Grund, das blank polierte Tor mit dem großen Messingring ... Und niemals mehr ... Zum Teufel, nur keine Sentimentalitäten! — — — —

IX.

Ralf Friedrich Pecher war noch etwas schwach. Aber er gefiel sich sehr gut mit dem von der linken Schläfe zum Ohr verlaufenden brandroten Strich und der angenehmen Blässe seiner Züge. Durchgeistigt, sagte er sich halblaut. Es kam aber vom Blutverlust, dem Fieber und dem langen Liegen . . .

Nun war Elisa wieder zurück — zufällig hatte er sie gestern gesehen, gerade als er mit aufgelegter Schnurrbartbinde vom Vergrößerungsspiegel an der Fensterklinke hatte zurücktreten wollen . . Wie reizend sie doch war. Die Profillinie vom Hals aus zum Gürtel war entzückend. Wo gab es etwas ähnliches? Warum er eigentlich diese charmante Person so dumm aufgegeben hatte? . . . Aufgegeben übrigens? Warum aufgegeben? Es lag ja wohl nur an ihm. Er beschloß, ganz ruhig wieder da anzuknüpfen, wo das Gewebe dieses sonderbaren Verhältnisses von ihm im Stich gelassen worden war.

Und Elisa, die ihn mit gemischten Gefühlen empfangen hatte — zweimal hatte sie sich verleugnen lassen, aber endlich war

sie von ihm überrascht worden — leistete keinen Widerstand.

Sie lebten sozusagen miteinander. Sie scheuten nicht einmal das Gerede. Ralf Friedrich erledigte Besorgungen für Frau Elisa Hußfeldt-Duftig. Anfangs hatte er in den Kaufladen immer gesagt: „Bitte, wollen Sie das der Gräfin Elisa Hußfeldt schicken". Später sagten die Ladenjünglinge: „Nicht wahr, wir sollen das an die Frau Gräfin Hußfeldt senden?" Endlich sagten die Ladenjünglinge nichts mehr, und Herr Pecher sagte auch nichts mehr. Und die „Gesellschaft" benahm sich wie die Ladenjünglinge. Anfangs hatte sich der und jener in pikanten Anspielungen gefallen, hatten die Damen eine leis mokante Miene zur Schau getragen, später war dies aber teils langweilig, teils unbequem geworden, und man nahm bald in der Sitzordnung der kleinen Diners und Soupers Rücksicht auf das Paar. Denn Ehepaare mußte man trennen, dieses Paar aber notwendigerweise immer zusammen lassen. Das war der einzige Unterschied, den man im Tatsächlichen gelten ließ. Und natürlich versandte man auch noch die Einladungskarten getrennt an beide.

X.

Eines Tages tauchte in der Hauptstadt eine neue Ménage auf: Landesregierungsrat Baron Eugen Speratta und Gemahlin. Die neue Ménage machte ihre Besuche, sie eröffnete ihr Haus, und es ergab sich, daß dieses Haus äußerst angenehm war: es war reich und glänzend. Baron und Baronin Eugen Speratta besaßen einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn stand bei einem galizischen Ulanenregiment, die Tochter hingegen war in diesem Sommer aus dem Pensionat gekommen und im Herbst in die Gesellschaft eingeführt worden. Die Mama war eben noch so schön, daß sie es ruhig wagen konnte, das „Flitscherl“ zu präsentieren. Das „Flitscherl“ nahm, als es einmal mit seinen kleinen Füßen seinen Platz besetzt hatte, den zu behaupten es sich durchaus nicht ungeschickt erwies, mit sicherem Auge die junge Herrenwelt aufs Korn, einen nach dem andern. Als der lautlose Schuß gefallen war, blieb Herr Ralf Friedrich Pecher auf der Strecke. Daß er ein Verhältnis mit einer verheirateten, ja sogar mit einer geschiedenen Frau unterhielte, hatte

dem „Flitscherl“ nicht verborgen bleiben können. Aber eben das war entscheidend gewesen. Claire Speratta wollte sehen, ob sie nicht „dieser Hußfeldt“ ihren Ralf Friedrich würde wegnehmen können. „Dieser Hußfeldt“: das hätte sich keine der ortsansässigen Damen unterstanden, auch nur zu denken. Denn alle die kleinen Mädchen, die im Laufe der Jahre ältere Mädchen oder junge Frauen geworden waren, standen nach wie vor im Bann der hochmütigen Elisa. Claire Speratta aber, das „Flitscherl“, war ein neuer Ankömmling, sie spürte nichts von der magischen Kraft dieses Zauberbannes. Sie hatte mit ihren geradeaus gerichteten klaren Blicken Umschau gehalten und gefunden, daß Ralf Friedrich Pecher ein reizender Mensch und daß es jammerschade wäre, ihn in den Krallen einer Verblühten schmachten zu lassen: also despektierlich empfand das „Flitscherl“.

XI.

Als sich Ralf Friedrich bewußt geworden war, daß etwas mit ihm vorgehe, daß er der kleinen Claire nicht so wie den andern jungen Mädchen ein gnädiges „Guten Abend“

zu wünschen und dann sich mit schleifenden Schritten ins Spielzimmer zu begeben in der Lage wäre, verfiel er allmählich in eine nicht geringe Unruhe, die sich zur Aufregung steigerte. Und nach einem etwas allzu lang ausgefallenen Walzer bei Kreuzensteins war ihm allen Ernstes heiß vor den Augen und ums Herz geworden. Als er am Buffet gedankenvoll an einem Fruchteis stocherte, stand Elisa vor ihm und sagte kurz: „Mir ist nicht wohl. Wir werden nach Hause fahren.“ Ralf Friedrich behielt den Teller in der Linken und die Gabel in der Rechten, sah einige Male auf und nieder und meinte endlich: „Ich möchte noch eine Stunde hier bleiben!“ Gleich darauf bekam er einen Hustenanfall, mußte sich abwenden, den Teller wegstellen, das Taschentuch hervorlangen, die Augen schließen.

Als er sie wieder öffnete, war Elisa bereits von ihm weggetreten. Er wollte ihr nacheilen, besann sich aber, schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und ergriff hierauf wiederum den Teller.

Am nächsten Tag war die Verlobung in aller Munde, Ralf Friedrich aber saß im

Hause der Brauteltern, die eine überaus verbindliche Miene aufgesetzt hatten —; die überraschte Mama hatte, kurz entschlossen, in einer lange andauernden nächtlichen Unterredung mit dem Landesregierungsrat den Zögernden zum Jawort vermocht.

Ralf Friedrich getraute sich nicht ohne Begleitung auf die Straße. Das erste, was ihm seine kleine Claire nach dem offiziellen Verlobungskusse gesagt hatte, waren die treuherzigen Worte gewesen: „Nicht wahr, Sie werden an eine gewisse Adresse schreiben und nicht — hingehn?“ Worauf er sich stotternd verneigt und sich auch unverzüglich bei einer übertriebenen Beteuerungsgebärde ertappt hatte.

XII.

Zu eben dieser Zeit erschien Moritz Hußfeldt-Duftig wieder in der Vaterstadt. Er hatte sich in Paris und an der Riviera herumgetrieben und viel Geld ausgegeben. Warum er eigentlich plötzlich mit dem Petersburg-Nizza-Expreßzuge geraden Weges nach Wien und einige Stunden später in die Heimat gereist war, wußte er selbst

nicht. Sentimentalität war es nicht gewesen. Er entschuldigte die „Laune“ mit seinen Nerven. Ein bessres Argument konnte auch schwerlich aufgetrieben werden.

Als er im Hotel Mohatetz vor seinen Koffern stand, befand er es als das Klügste, sich ganz arg- und harmlos ins Regierungsgebäude zu begeben und bei einigen Bekannten vorzusprechen. Das Jahr Karenzurlaub, das ihm nach der Affaire damals anstandslos bewilligt worden war, lief erst in vier Monaten ab, nichtsdestoweniger aber hatte er das Recht, — allen Ernstes erwog er diese Frage — sich im Regierungsgebäude zu zeigen, immerhin gehörte er noch zum Beamtenkörper, was er merkwürdigerweise beinahe vergessen hatte.

Als der Portier seiner ansichtig wurde, zog er hinter dem verglasten Verschlag mit fast freudiger Hast die Kappe. Die Türe klirrte. Der Alte eilte, ihn zu begrüßen. „O, Herr von Hußfeldt“, rief er, „Sie sind wieder da! Das ist schön! Jetzt bleiben Sie aber doch bei uns?“ Moritz deklamierte nicht wie Raimunds Verschwender mit rührendem Augenaufschlag: „O, Diener-

treue, du gleichst dem Mond“ usw., sondern er hatte lediglich das angenehme Gefühl eines, der sich von Bedienten geachtet sieht. Daß sich ihm bei dem Anblick dieses Mannes, an den er die ganzen Monate her aber auch nicht mit dem winzigsten Bruchteil eines Gedankens gedacht hatte, sogleich die Erinnerung reichlicher Trinkgelder einstellte, die er ihm, freigebig, wie er seit jeher gewesen war, im Laufe seiner Tätigkeit in diesem Gebäude gespendet hatte, verdarb ihm nicht das Gefühl. Ein Wohlgelittener: wem dankt er’s als Geschenken irgend welcher Art? Frauen und Männer, Höher-, Gleich- und Tieferstehende verpflichtet man sich aufs Gefälligste durch Geschenke. Es war keine Maxime, aber eine erlebte Erfahrung für Moritz Hußfeldt, der sich immer in der angenehmen Lage befunden hatte, geben zu können, wo man gerne nahm. Auch diesmal erhöhte ein dem Braven in die Hand gedrücktes Silberstück die Temperatur des Augenblicks. Moritz Hußfeldt hinterließ einen sich Verneigenden, der keine andern als Empfindungen der Hochachtung für ihn zu hegen imstande war.

Im zweiten Stockwerk auf den hallenden Steinfliesen des die Bureautüren entlangführenden Korridors, wo er Fenster um Fenster, die in den Garten hinab- und zu den Türmen der Stadthauptkirche hinüberblickten, vorbeiwandelte, kam ihm gleichsam Staubatem der Vergangenheit wie eine Welle übers Herz. „Sonderbar", dachte er und lächelte unwillkürlich, „dieses blödsinnige Nochimmer!"

„Bezirkshauptmann von Ambros", las er auf einer der verglasten Tafeln, wie sie in schön ausgerichteter Reihe über den auf den Korridor hinaus offenstehenden äußeren Türen hingen. Er blieb stehen. Der Schlüssel stak im Schloß. Er klopfte. „Herein!" Dasselbe Herein wie vor Zeiten. Er zögerte einen Augenblick, ehe er eintrat. Er genoß das süße Nochimmer.

„Oho, oho", rief der Ambrosier, „Moritz der Weltfahrer! Was führt dich in dieses schnöde Gemäuer?" Und da saß er wieder auf dem steifen Kanapee, das mit verblichenem violettem Sammt ausgespannt war, rauchte seine Zigarette und ließ sich erzählen. Namen, Namen, Namen. Was

verband ihn mit allen diesen Namen? Beziehungen? Es waren Schatten, die da an ihm lautlos vorüberglitten, blasse Schatten... Noch immer... Und der Ambrosier erzählte ... Daß sich Friedrich Pecher verlobt habe, werde er wohl noch nicht wissen? Nein, das wußte er noch nicht. Die Schattenjagd hielt. Die Gestalt Pechers gewann immer mehr an Breite, Fülle, Farbe ... Es war eigentlich grausam, den Ambrosier sich so abquälen zu lassen, ihm nicht zu helfen. Moritz war hilfreich. „Und Elisa?" ... „Deine Frau?" Warum zögerte er jetzt, da er ihm ja jedes Hindernis bereitwillig weggeräumt hatte? Was war da zu zögern? Schonung? Lächerlich. Aber sagen konnte man das nicht. So etwas sagt man nicht. Daß man Gedanken nicht überspringen lassen kann wie Funken! Aber man kann es ja. Der Gedanke spannte sich, sprang. „Die Gräfin wird sich zu trösten wissen"... Das war eigentlich eine Unverschämtheit. So weit war die Erlaubnis denn doch nicht gegangen. Und er — verschluckte das tadelnde Wort, das ihm herb auf den Lippen lag; fragen jedoch, näher hineinfragen in

diesen wolkenden Nebel von Ungewißheit wollte er nicht. Und Herr von Ambros war taktvoll. Er dachte: „Es ist doch außerordentlich unangenehm, so etwas . . . diese ganze Geschichte.“

Dann war er da und dort gewesen, hatte unzählige Zigaretten geraucht und alle wiedergefunden, die er nicht gesucht, aber immerhin aufgesucht hatte. Er war auch beim Statthalter vorgekommen. Es lag jetzt ja nur an ihm, wieder einzutreten an der Stelle, die er leer gelassen hatte. Man rückte ein wenig auseinander: er fügte sich ein, das Getriebe ging weiter, ein unhörbares Surren, in dem man sich einfangen ließ, um mit zu surren, geräuschlos. Das alte Leben. Wo war das, was inzwischen geschehen war? Ausgelöscht, niemals dagewesen, für alle, die nicht daran teilgenommen hatten, an die man sich wieder anschloß, als ob es nicht dagewesen wäre. Weiter, weiter. Aber Moritz war noch nicht so weit. Er überlegte noch. Es war doch nicht so ganz selbstverständlich, sich wieder einzureihen. Vor allem war es so fürchterlich unnötig. Freilich, was sollte er tun. Wieder wegreisen, wieder am

Bahnschalter eine Karte lösen, wieder in den Waggon steigen, wieder hinausfahren . . . Wohin? . . . Wozu? —

Man saß beisammen, man plauderte. Mittags mit ein paar der unverheirateten Herrn, im Englischen Anker. Komischer Name! Niemals hatte er früher darüber nachgedacht . . . Nachmittags im Kaffeehause, abends wieder im Anker.

Auch Pecher sah er. Auf der Straße, am Arme seiner Braut. Er wußte, daß diese kleine blonde Person jetzt fragen würde, jetzt gleich, hinter seinem Rücken: „War er das?“ Und es war ihm unbehaglich. Pecher war etwas verlegen gewesen. Es hatte Moritz Vergnügen bereitet, diese Begegnung nicht zu vermeiden. Schon von weitem hatte er die beiden kommen sehen, hatte an einer unwillkürlichen Bewegung bemerkt, daß Pecher gern in eine Seitengasse abgebogen wäre, daß er sich aber zusammennahm, ihm entgegenschritt, mutig.

Noch etwas stand ihm bevor, fast mit Neugierde wartete er es ab: Elisa —. Aber er wartete vergeblich. Und da erfuhr er, zufällig, — man hatte es ihm nicht ungefragt

mitteilen wollen — daß sie abgereist wäre. Wohin, wußte niemand. Eine große Enttäuschung befiel ihn, aber er mußte sich sagen, daß sie unbegründet wäre. Was hatte er mit Elisa zu schaffen, was sie mit ihm? Seine ehemalige Frau, die inzwischen die Geliebte eines andern gewesen war, der sich dann verlobt hatte, war doch durch eine Welt getrennter Erlebnisse von ihm geschieden, für immer... Wenn sie niemals mehr hieher zurückkehrte — — — Warum ihn das wie ein Schauer ergriff? Zuckte doch noch sein Leben, das er tot in sich trug? War das seine einzige Beziehung? ... Nein, noch eine bestand, eine tiefere, die täglich inniger aus dem Dunkel heraufwuchs, aus dem Unbewußten: sein Kind —. Wo war das Kind? ... Pecher und sein Kind! Niemals hatte er des Mädchens mit besonderm Interesse gedacht. Das mußte der Boden machen, auf dem sich all das Entwürdigende zugetragen hatte. Pecher und sein Kind! Sein Kind war in dem Hause geblieben, darin Pecher mit seiner Frau ... Er dachte diesen Gedanken nie zu Ende ... Dann erfuhr er, daß das Kind bei Verwandten

Elisas wäre, auf dem Lande. Also unerreichbar. Das hatte sie ihm zu Trotz getan! Er verwarf diesen Gedanken sofort, der ja grundlos war, unsinnig.

XIII.

Und nun hatte er sich endlich doch entschlossen, sein Amt wieder anzutreten. Wieder saß er am Schreibtisch, wieder erledigte er seine Akten. Wieder blickte er manchmal auf und durchs Fenster hinaus ins Grün der städtischen Anlagen und nach den duftigen Bergen der Ferne. Er hatte seine Sachen kommen lassen, war aus dem Hotel in ein kleines Junggesellenheim gezogen, hatte einen seiner frühern Diener wieder, der gerade herrenlos gewesen war. Er hatte ein Tilbury, einen deutsch radebrechenden Kutscher.

Er suchte das Theater auf. Es ging gegen den Sommer. Die meisten seiner Bekannten verließen schon die Stadt. Noch hatte er sich in keiner Familie gezeigt. Er wartete immer auf etwas, das kommen sollte. Sein Tag war ihm sonderbar unwirklich. Aber er nahm seine Sportübungen wieder

auf, er ritt, er schwamm, er focht. Eine scharfe Tennispartie hatte sich leicht finden lassen, der er sich angliederte.

Der Sommer kam, die Tage waren heiß. Im Bureau roch es kühl. Die Jalousien waren herabgelassen, die Fenster offen. Es war gegen Abend. Er stand auf, räumte seine Papiere zusammen, nahm den Strohhut, ging durch den hallenden Gang. Alle Türen waren geschlossen. Er war allein, allein im Amtsgebäude, allein auf der Welt. Nach Hause? . . . Nein. Er ging geradeaus, immer geradeaus. Er kam durch die Vorstadt, auf die Landstraße. Immer weiter schritt er. Es wurde Abend. Die Lichter eines Dorfes leuchteten auf. Da stand er am Flusse, sah Boote dahingleiten, hörte das taktmäßige Kommando des Bootmanns, der seine Leute anrief. Der Ruderklub! Er ging weiter. Im Dorfe schlugen Hunde an. Er ging durchs Dorf hindurch, hinaus, ins freie Feld. Die Nacht brach an. Sterne funkelten, Millionen Sterne. Der Himmel war bewegt wie ein Geschmeide auf einer heftig atmenden Brust. Er blieb stehen. Da kam eine furchtbare Mattigkeit über ihn. Er setzte sich

auf den Boden. Es war ganz still. Ein Ährenfeld stand dunkel, unbeweglich gegen den Horizont. Die Nacht schien unendlich, die Welt ohne Anfang und Ende. Sein Herz aber war der klopfende Mittelpunkt. Plötzlich fiel er nach vorne auf sein Antlitz nieder und schluchzte. Er weinte laut, ließ die Tränen rinnen.

Dann erhob er sich, putzte mechanisch seine Knie ab, hob den Hut auf, stand und sah sich um. Ein Nachtvogel flog an ihm vorbei, lautlos, weich, schwer — irgendwo, fern, schlug es blechern wie eine Turmuhr — er zündete ein Streichholz an, sah nach der Uhr. Sie war stehengeblieben. Er versuchte, den Atem anzuhalten ... Mächtig ließ er ihn nach kurzer Weile wieder ausströmen; es tat ihm wohl ... Hatte er sterben wollen? Sich so sterben zu lassen, den Atem anzuhalten, bis die Brust zerspränge! Ein Heroismus, dessen wohl nur große Menschen fähig waren. Ob es heute irgendwo in der Welt solche Menschen gab? Er ging. Da war es, wie wenn etwas hinter ihm her wäre. Er lief. Keuchend, schwitzend, von Angst fast erdrückt, kam er in ein Dorf.

XIV.

Moritz Hußfeldt galt binnen kurzer Zeit als ein Sonderling. Man hatte offenbar vergessen, daß er schon seit Jahren unter dieser bequemen Bezeichnung im Gesellschaftsregister vertragen war. „Jedermann hat eine Hundsmarke hier“. Das war ein Aphorismus des Ambrosiers.

Der Sonderling hatte Sehnsucht nach einem Menschen. Man sah ihn einmal um die belebteste Stunde über den Hauptplatz mit einem Individuum gehen, zu dem man ihm nicht so nahe Beziehungen zugetraut hätte. Als ihm ein Kollege am nächsten Vormittage warnende Vorstellungen machte, — Moritz hatte, wie gewöhnlich bei Gesprächen, mit gesenktem Kopf dagesessen, die langen Finger zwischen den Knien gegeneinander gespreizt — sagte er mit seinem liebenswürdigsten Lächeln: „Gesellschaft? Das ist mir fürchterlich gleichgültig.“ Alles war darüber einig, daß man so etwas nicht sagen dürfe. Wenn man schon solche Ansichten habe, solle man sie doch lieber bei sich behalten. Nur der Ambrosier, dem auch Bericht erstattet wurde, bemerkte:

„Wenn einer so viel Geld hat wie der Hußfeldt, kann ihm die ganze Gesellschaft gestohlen werden.“ Dem Ambrosier nahm man derlei Äußerungen nicht übel.

Das Individuum, mit dem Moritz Hußfeldt am Hauptplatz gesehen worden war, hieß Fritscher und war ein Kind der Liebe, wie man sich poetisch ausdrückt, der Liebe nämlich eines weiblichen Mitgliedes des Stadttheaters zu einem der lebenden Generation nicht mehr geläufigen Herrn. Das weibliche Mitglied des Stadttheaters war vor einigen Jahren im Armenhause gestorben, das Kind der Liebe hatte eine Anstellung als Agent und entblödete sich nicht, von Zeit zu Zeit ehemalige Schulgenossen um kleine Beträge anzusprechen.

Moritz lud Herrn Fritscher einmal zum Abendessen ein und schien es nicht zu bemerken, daß seine sonstigen Konviven einen Tisch in tunlichster Entfernung besetzten. Ihn interessierten die Erzählungen des Herrn Fritscher um ihrer Schamlosigkeit willen. Hier war ein Mensch, der von Zuständen als von gewohnten sprach, die jeden Wohlgeborenen und Gutgekleideten schaudern machen muß-

ten. Ehe er zu seiner kleinen Stellung gekommen war, hatte er oft und oft im Massenquartier geschlafen. Vom Ungeziefer sprach er wie von einer kaum vermeidbaren Wohnungsplage . . . Aber Moritz gab diesen Verkehr bald auf. Nicht aus Rücksicht auf seine Freunde, nicht aus Abscheu vor Herrn Fritscher, wohl aber in der Überzeugung, daß auch Herr Fritscher nicht der Mensch sei, den er suchte. Der Mann war bei all seiner Schamlosigkeit doch nicht frei. Moritz Hußfeldt hielt sich wieder zu seinen Kollegen, und sie sahen ihm freundlich seinen Fehltritt nach.

Da erschien Elisa in der Stadt. Er sah sie in einem Wagen vom Bahnhof kommen. Sie trug einen Reisehut mit einem violetten Schleier und hatte ein frisches blühendes Aussehen. Er war in einen Zigarrenladen getreten und hatte ihr hinter der Türe nachgeschaut. Der Wagen nahm die Richtung seiner, ihrer alten Wohnung.

XV.

Zwei Tage darauf, gegen Abend, als er in der Dämmerung fröstelnd vor dem Kamin saß

und lebhaft an Elisa dachte, klingelte es, und der Diener meldete eine Dame. Er wußte, daß sie es war. Er trat ihr im dunkeln Vorzimmer entgegen, verneigte sich stumm und ließ sie eintreten. Dann zog er die Türe hinter sich zu, also daß der Diener ihnen nicht zu folgen wagen durfte.

Und nun stand sie am Fenster. Das scheidende Licht spielte um ihre Gestalt. Im Kamin zuckte es. Über den Teppich glitt der Flammenschein. Er hielt still und wartete. Die Uhren tickten. Da hörte er ihre Stimme, eine fremde Stimme aus vergangenen Tagen. Sie hatte sich nicht umgewandt.

„Du wirst meinen Schritt merkwürdig finden“, sagte sie. Er fand ihn nicht merkwürdig und schwieg. Sie hatte eine Antwort erwartet.

„Ich weiß selbst nicht, wie ich mich entschließen konnte.“

Er wußte es, aber er schwieg.

„Ich hätte dir schreiben sollen.“

„Wozu?“ sagte er sich.

„Vielleicht ist es eine Unbesonnenheit ...“ Sein Gesicht verzog sich zu einer ihm selbst

unangenehmen Grimasse. Nun schwieg sie. Er mußte etwas sagen. Aber was? . . „Elisa“, kam es aus ihm. Er räusperte sich. Sie wandte sich um . . .

Auf der langen Wagenfahrt, die sie darauf unternahmen, erzählte sie. Sie sprach von ihren Reisen. Er dachte an seine Reisen. Sie sprach von ihrer Sehnsucht nach der Heimat. Er fand das Wort seltsam schal, aber er schwieg. Sie weinte manchmal. Endlich brachte er sie an ihre Tür, zu seinem Hause.

Sie zögerte. Er stand vor ihr, den Hut in der Hand, eine Laterne beschien ihn. Wie alt er geworden war! Da sich Schritte näherten, entschwand sie im Flur.

Er schickte den Wagen weg und ging wieder einmal durch die Stadt, hinaus, ins Freie, in die sternenhelle Nacht.

XVI.

Er kam sehr spät nach Hause. Die Lichter brannten. Der Diener lächelte, wie wenn er ein behagliches Geheimnis verschwiege, daß sich von selbst erraten ließe. Er trat mit einer Ahnung ein. Elisa saß

vor dem Kamin. Sie erhob sich nicht. Der Diener wartete. Da nahm er ihre Hand und küßte sie —. Zum erstenmal seit ... Ja, seit wann?

Leise zog der Diener die Türe zu. Wieder herrschte Stille.

„Du kannst doch nicht hier bleiben?"

„Warum nicht?" —

Warum nicht? wiederholte er sich. Und warum ja? kam es wie ein Echo zurück. Seine Brust ging schwer. Er begriff das alles nicht.

Elisa verfolgte jede seiner Bewegungen. Er hatte nicht die Kraft, ihr überhaupt etwas zu erwidern. Umso schneller flogen ihm Gedanken durch den Kopf. Endlich hielt er in seiner Wanderung zwischen Kamin und Fenster inne. „Geh, Elisa", sagte er. „Geh. Es ist besser, du gehst. Wir wollen uns nicht mehr sehen. Ich werde dich hier nicht stören. Ich werde nie mehr von mir hören lassen. Ich reise morgen ab. Für immer."

Da stand sie auf. „Du willst mich nicht mehr?" Er wollte sagen: „Ich will dich." Aber er schüttelte den Kopf und sagte ton-

los: „Ich will dich nicht mehr.“ Sie schloß ihre Jacke. Er sah ihr schweigend zu. Und plötzlich schritt er zur Türe und öffnete sie stumm. Er verneigte sich, blieb in dieser Stellung. Er hörte ihr Kleid rauschen, wie sie durch die Türe schritt. Er sah nicht auf.

Nun war sie im Vorzimmer. Das Vorzimmer war festlich erhellt. Der Diener war auf das Geräusch der Türe herbeigeeilt.

Moritz Hußfeldt dachte: Soll ich ihr einen Wagen holen lassen? Da muß sie noch umkehren. Soll ich sie von Johann begleiten lassen?

Aber er sagte nichts als: „Johann, mach der gnädigen Frau die Haustür auf.“ Und er hörte wieder ihr Kleid rauschen, hörte die Tür ins Schloß fallen, hörte das Haustor knarren, hörte es ins Schloß fallen ... Noch immer stand er zwischen der Türe.

Dann, da er den Diener zurückkehren hörte, ging er in sein Schlafzimmer, zog die Nachttischlade auf, hob den Revolver heraus, legte ihn an die rechte Schläfe und drückte los. Der Diener kam gerade dazu ...



VON TOD ZU TOD

In seinem hohen, mit weißem rauhem Tuche bis unter den auf Karton gemalten Schattenfries bespannten Schlafgemache, durch dessen zwei Meter über dem Fußboden angebrachte, von weißlackierten Rahmen eingefaßte breite Fenster die bleiche Sonne eines sterbenden Dezembertages kraftloses Licht sandte, lag der letzte Graf von Thurm-Hocheck, Ferdinand Maria Eugen Philipp, Herr auf Hocheck und im Vogtlande, Kämmerer und Deutscher Herr, in den letzten Zügen. Als er im Süden von den Ärzten erfahren hatte, daß ihm nicht mehr vergönnt sei, den Frühling zu erleben, den er mit seinen kräftigen, das Eis treibenden Winden, seinem stahlblauen Himmel über federnden blassen Wolken, seinen kahlen schwarzen feinen Baumprofilen und seiner Macht über das Ahnen der Menschenbrust so liebte, hatte er sich von seinen Leuten das Jagdschloß Hocheck, auf dem er einsam, nichts von der Welt begehrend, unter kostbaren Büchern lange Jahre gelebt hatte, freundlich rüsten lassen wie zum Empfang

einer jungen Herrin und war über die Alpen gefahren, in der Heimat zu sterben.

Nahe Verwandte besaß er nicht. Er hatte vermieden, von gefühllosen fremden Menschen umstanden zu werden in seinen letzten Krämpfen, nur sein Kammerdiener, ein Erbstück weiland seines Vaters, saß mit tiefgesenktem Greisenhaupt in geziemender Entfernung auf dem Rand des schweren grünledernen Armstuhles am Kamin, in dem mächtige Holzstücke prasselten.

Das Leben, das er gelebt hatte in reichen, wie ein Geschenk zärtlich verwendeten Jahren, das Leben seiner Fahrten und Irrgänge jagte an seinen flackernden letzten Augenblicken vorüber. Aus einer fernen Kindheit brachen Erinnerungen wie durch Nebel; er dachte seiner Mutter und wie sie gestorben war, ganz in weiß, so leicht wie ein Hauch über einem Spiegel, weiße Rosen in allen Vasen um sie her; seines Vaters, des Generals der Kavallerie, sehnig, hoch, mit der schwarzen Binde über dem rechten Auge, das er im Zweikampfe verloren hatte; seiner kleinen Japanerin dachte er, die er ein Jahr auf Probe geheiratet hatte drüben im Lande

der zarten Konturen und des Riesenstromes; seiner Werke über die Kunst des Byzantinismus und Diego Velasquez; seiner Ritte über die russischen Steppen; seiner Wanderungen in den Bergen Norwegens und an dem weißaufschäumenden Meere; seiner Yachtfahrten an den Küsten Spaniens und Afrikas; seiner edeln feinohrigen Pferde mit den warmen rosigen Nüstern; seiner großen schlanken lautlosen Hunde; seiner seltnen Stiche, Radierungen und Handzeichnungen drüben im Museum. . . .

Ein Zucken lief durch seinen Körper; von den Füßen, die wie Eisklumpen lagen, rann Kälte herauf; eine fürchterliche Angst warf sich ihm auf die Brust, und alle Gedanken wälzten sich wie dicke knotige Knäuel schmerzend in seinem Hirn. Vor den Augen schwand der matte Glanz der Schmiedeeisenbeschläge des hohen Bettendes; er rührte mit der Zunge krampfhaft im Munde, seine Finger krallten sich in die Decke — dann flog er.

Es war wie ein Stoß durch seine ganze Leiblichkeit, die er vergaß im Augenblicke, da er sich fliegen fühlte. Ein durch eine

ungeheure Weite, die er ohne Sinne wahrnahm, schwingendes Schwirren war sein Fliegen. . . . . .

Behutsam war der Diener aufgestanden und an das stumme Bett getreten. Leise schluchzend sank er in die Knie. Der Graf war tot.

Groß, trocken und hager, das bleiche Haupt mit den feinen glänzenden leicht gewellten Haaren tief in den Kissen, weit aufgerissene unheimlich starre Augen in dem glattrasierten Antlitz, die Arme wie in Entsetzen gestreckt, lag die Leiche in der schneeweißen Pracht der Linnen.

Der Diener betete lange. Das schlichte gelbliche Haar war ihm über die gesenkte Stirne gefallen, aus seinen trüben verschwollenen Augen rannen langsam schwere Tränen in den schlaffen zahnlosen murmelnden Mund.

— — — — — — — — — —

Die Seele Ferdinand Maria Eugens Grafen von Thurm-Hocheck schwirrte mit den Millionen der den Weltraum erfüllenden Geister in der Finsternis der Ewigkeit.

— — — — — — — — — —



Mit dem Glockenschlage zwölf, Ostersonntag-Mittag des Jahres 1877, gebar die zwanzigjährige Martha Neubauer ihrem Gatten, dem Papierhändler Gottlieb Friedrich Neubauer, kleine Nonnengasse 27, im zweiten Stock des alten finstern engen Hauses seinen ersten Sohn.

In der heiligen Taufe, die Osterdienstag halb Elf Uhr vormittag nach der Messe in der gegenübergelegenen, hier durch den Eingang in die düstre Sakristei zugänglichen Pfarrkirche zur heiligen Elisabeth stattfand, erhielt das Kind, das während der feierlichen Handlung keine Miene seines winzigen, einem Quittenapfel ähnlichen Gesichtes verzog, die Namen Ferdinand Maria Gottlieb Neubauer.

Ferdinand Rambousek, bürgerlicher Anstreicher und Vergolder, Gemeinderat und Armenvater des 7. Bezirkes, war Pate, Patin Maria Kvičala, Schwester des glücklichen Vaters, Besitzerin des Kaffeehauses zum Goldenen Anker, Witwe nach dem ehemaligen Zivilgeometer, spätern „Privatier“ Wenzel Kvičala.

Damals als sich das Kind mit dem hellen

schmetternden Gezeter eines unwilligen Tieres dem gequälten Leibe seiner bleichen, die Zähne zusammengepreßt heftig stöhnenden Mutter entrang und also sein Leben von dem ihren zu lösen durch ungeduldige Anstrengungen der Hebamme gezwungen wurde, war es unter Millionen im Weltraum schwebender Seelen der Seele des Grafen Ferdinand Maria Eugen von Thurm-Hocheck nach verhältnismäßig kurzer Pein der Ewigkeit beschieden, sich in den Leib dieses kleinen Namenlosen zu begeben. Die unendlichen Raumgedanken, das schwirrende Leben des Bewußtseins in der Unendlichkeit verschrumpften gleichsam, und ein traumhaft vegetativer Zustand setzte ein, leise anknüpfend an die dunkeln Lebensgefühle eines reifenden Embryos, der bisher an den Schwingungen des Mutterbewußtseins als Frucht und Parasit teilgenommen hatte.

Dem Kinde Ferdinand, das stillsaugend an der Brust seiner zärtlich besorgten, sehr geschwächten Mutter lag, träumte der poetische Papierhändler eine helle Zukunft. Seine Beschäftigung verrichtete er mit dem Fleiße der Vorstädter, die seltner fast als

die Bewohner kleiner Landflecken Anlaß haben, größere Wunschmaßstäbe an das Leben zu legen, weil sie zu Vergleichen keine Gelegenheit finden, im Zentrum der Stadt wie verloren wandern und im Umkreise der kleinen Wohngasse Tag und Traum bezirken. Diese reinliche und bescheiden ergiebige Beschäftigung des Papierhändlers einer Pfarrgasse hatte ihm nicht den Idealismus einer auf dem Lande verlebten frohen Jugend rauben können, und in seinen Schlaf schlichen sich die glänzenden Gestalten aus den Kalendern und Neujahrskarten, Gestalten mit leisen, fast vornehmen Bewegungen, blassen lackierten Gesichtern.

Gottlieb Neubauer war ein sorgsamer Vater und Gatte. Martha starb dem Kinde plötzlich weg, zu einer Zeit, — Ferdinand zählte 5 Jahre — da der Schmerz noch nicht tief genug war, als begriffener Verlust sein Leben wie ein dunkler Vorhang zu verhängen. Desto vereinsamter fühlte sich der durch das gleichsam seines Hintergrundes beraubte Kind täglich nur allzudeutlich an die klaffende Lücke gemahnte Vater. Und aus des Vaters Worten, die

zerrissen und trübe waren, stiegen dem Knaben seltsame Gefühle der Einsamkeit, Schauer des Todes auf. In seinen Spielen merkwürdig phantasievoll, stets auf schwierigen, von tiefen Farben überglühten Reisen, Altersgefährten meidend und vor den ausgelegten Büchern der Budenantiquare des Wochenmarktes, noch eh er lesen konnte, von fieberhafter Sehnsucht nach fernen Dingen gepeinigt, erwuchs der blonde stubenblasse Knabe zu einem Fensterhocker in Dämmerstunden, zu einem Träumer ohne Lebenswillen, zu einem, wenn auch niemals eigentlich kranken, doch beängstigend krankhaften, wie hingehauchten Menschen, dem der alternd immer wortkarger gewordene Papierhändler fast scheu unter die feingezogenen Augenbrauen blickte. Die Schule brachte keine Heiterkeit. Der Frohsinn seiner Klassengenossen beleidigte etwas in ihm, das er nicht ganz begriff, nicht in Worte hätte fassen können, die Unterweisungen der Lehrer teilten ihm nichts mit, was er nicht reicher schon und farbentiefer in seiner Seele besessen hätte. Tadel über seine Schläfrigkeit, wie sie es nannten, beantwortete er mit einer

stummen verneinenden Bewegung seines ganzen feinen gebrechlichen Körpers. Es gab Tage, an denen er dasitzen konnte und in sich selber lesen, traurig wie einer, dem das Erleben durch Kerkerstangen verwehrt ist, erfahren wie einer, der ein Buch über ein oft behandeltes Thema mit kritischem Urteil, teilweiser Verwerfung vornimmt.

Eines Tages im Mai — er war in der achten Klasse des Gymnasiums — schritt er, allein wie immer, wenn er nicht spät abends den gebückten Vater auf den Lindenhügel geleitete, in den äußersten Anlagen des um die Stadtteile am Flusse geführten großen Grabenringes. Da war ihm plötzlich, als müßte er laut singen, feierlich, profetisch; ihm graute vor einer Stimme, die in ihm Worte aus andern Zonen vernehmlich sprach, und als ein feines großes Mädchen an ihm vorüber ging, gefolgt von einem alten Diener in herrschaftlicher Livree mit schlaffer müder Unterlippe, fürchtete er sich, die junge Dame könnte hören, was in ihm sprach, und zog den Hut tief ins Gesicht, um nicht erkannt zu werden, wenn die Stimme da drinnen schamlos würde. Ohne daß er jemals dieses Mädchen

auch nur aus der Ferne einer Abendwanderung gesehen hatte, war es ihm nicht fremd . . .

— — — — — — — — — — —

Als Ferdinand am Abend nach seiner Maturitätsprüfung mit lärmenden Kollegen, die sich, kaum an die Luft gelangt, wie auf Kommando Zigaretten anzündeten, von dem weißgetünchten, mit Medaillons der griechischen Gelehrten und Dichter geschmückten Gebäude des Gymnasiums durch die menschenleeren schmalen Gäßchen um die Jesuitenkaserne zum Marktplatze schritt, hatte er die Empfindung, als ob etwas in ihm vor Qual weinte. Er begriff nicht, daß er sich nicht freuen konnte wie die andern. Er sprach kein Wort, hielt den Kopf gesenkt, und seine magern Arme hingen schlaff von den schmalen Schultern herab. Der Religionslehrer der Anstalt kam der Schar entgegen, ein mittelgroßer Mann mit einer Cäsarennase im gutgefärbtem Gesicht. „Also Ferdinandus primus!“; freundlich lächelnd und beide flachen Hände ihm hinhaltend, blieb der Katechet vor dem Abiturienten stehen. „Laus et salus!“ „Ich danke, Herr Professor“, erwiderte der langaufgeschossene Jüngling.

Seine Wangen brannten. Die Kollegen harrten verlegen mit ihren Zigaretten, ohne Geschick gewillt, ein selbstbewußtes Wesen zur Schau zu bringen. „Na, also viel Glück zum weitern Wege!“ Und die andern gleichfalls freundlich grüßend, schritt der Geistliche weiter. „Dummer Pfaff!“, brummte Karl Termann, ein dicker großer Kerl mit Bartstoppeln und einer unförmlichen Nase. Er hatte schon in der Quinta mit Mädeln zu tun gehabt und spielte täglich — auch vor und während der Matura hatte ers so gehalten — im Café Puschmann mit Freiwilligen der Landwehrinfanterie Tarok.

Ferdinand empfand den lebhaften Wunsch, irgendwo weit fort zu sein.

Die Sonne glühte auf dem Schieferdache des Rathauses. Der „Wilde-Mann“-Brunnen rieselte. Ein Fleischer führte ein quiekendes Schwein auf einem grüngestrichnen rasselnden Wagen. . . .

Der Vater stand im düstern Hausflur. „Grüß Gott, Ferdinand. Na . . .?“ „Auszeichnung, Vater. Und der Erste.“ „Ferdinand, alle Achtung! Bravo! Na, gib mir einen Kuß.“

Eine leise Rührung kam über den jungen Menschen, dem der Vater den dicken grauen Schnurrbart an die schmalen Lippen drückte. „Das wollen wir feiern! Onkel Ferdinand und Tante Marie kommen. Auch dem Pfarrer von drüben könnt' ich sagen. . . . Was meinst du?" . . .

Dann saßen sie in der niedrigen Stube unter der großen bronzierten Hängelampe, und es gab Backhühner mit Gurkensalat, Pilsner Bier und zum Schluß Gumpoldskirchner. Ferdinand saß teilnahmslos da. Er dachte angestrengt über eine Stelle im Tacitus nach, die er übersetzt hatte. Ein Finalsatz war anders aufzufassen gewesen.

Tante Marie Kvičala sagte in Tränenseligkeit: „Wenn Deine arme Mutter zuschauen könnte!"

Sonderbar. Bei dem Namen seiner Mutter war es ihm gar nicht feierlich, nicht einmal freundlich zumute. Wie wenn von etwas ganz Fremdem die Rede gewesen wäre. Er lächelte. Sein Lächeln ließ immer zwei Zähne sehen. Dieses Lächeln war unsäglich wehmütig. So lächelte er auch bei den Zoten der Kameraden.

„Und was wird denn der Ferdinand nun tun?“, fragte der Pfarrer. „Natürlich studieren“, sagte der Vater. „Aber . . . . .“ — „Na, Ferdinand, wozu haben Sie Lust?“

Ferdinand, der so ins Gesicht angesprochen worden war, mußte antworten. „Lust? Es wird halt doch so ein Lehrer herauskommen.“ — „Und die Medizin?“ meinte die Tante. „Hast du die Idee schon ganz aufgegeben?“

„Wie meinst du, Tante?“

— — — — — — — — — — — — — —

Ferdinand studierte an der Wiener Universität Philosophie. Aber er war seinen Lehrern durchaus undankbar in seinem Herzen. Einer, ein ehemaliger Priester, der mit viel Selbstgefälligkeit psychophysiologische Vorträge hielt, war ihm besonders widerlich. Der gepflegte, immer wie auf der Kanzel vor einer Damenversammlung langsam gestikulierende Mann erinnerte ihn an ein Tier. Er wußte nicht, an welches. Aber eines Abends im Seminar wäre er fast aufgestanden und hätte vor die Bank gespuckt. In sein Tagebuch schrieb er an diesem Tage, dem 21. November 1895:

„Mich widern diese Tatsächlichkeiten an. Es muß doch mehr geben als was dieser ölige M . . . . . tradiert.“

Sein Tagebuch begann mit jenem Abend, als er dem Fräulein in der Allee begegnet war. Davon hieß es:

„In mir ist eine Stimme, die mich beunruhigt. Wünsche muß es geben, die wir noch nicht zu wünschen uns entschließen können.“

Am Abende des Examens stand geschrieben: „Wir fallen in die Berufe wie in einen Fluß im Winter.“

— — — — — — — — — — — — —

In der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember 1895, nach dem Abendessen — der kleine Christbaum erlosch langsam mit leisem Knistern der angebrannten Tannenzweige, der Vater saß stumm vor seinem Punschglase, und Tante Marie war eingenickt — hatte er ein seltsames innerliches Gesicht: Meer. Blaues, weites, flimmerndes Meer. Und von einem Garten aus mit Weinlauben und Orangenbäumen über weiße leuchtende Dächer durch Weinberge sah ers. Das Bild stand klar und rein im Licht einer sehr



warmen, wunderbar warmen Sonne vor seiner Seele ..... Plötzlich sah der Vater auf: „Das schneit heute! Richtige Weihnachten“. Da erlosch das Bild. Die Kuckucksuhr tickte wieder, der Punsch glühte rot über das weiße Tischtuch.

Als er im Bette lag und nicht einschlafen konnte, hörte er mit einem Male Fiedelstriche. Sie dehnten sich fein und waren kühl wie Silber. Und dann entschlief er. Er träumte: Eine weite Steppe. Hohes dichtes Gras. Eine rostrote Sonne. Und unter ihm wieherte ein kräftiges kleines Pferd..... Ein großer Strom, der bis in die fernste Ferne sich wand, eine Riesenschlange. Und hohe, scharfe Stauden..... Jemand, der da war ohne Erscheinung, sagte etwas. Dann kam eine kleine braune Frau. Ein schmaler Kopf mit anliegenden durchsichtigen Ohren. Und wieder war ihm, wie wenn eine warme, wunderbar warme Sonne herabflösse.....

— — — — — — — — — — —

Ferdinand beendigte sein Universitätsstudium im Jahre 1899. Als Doktor der Philosophie supplierte er in der Vaterstadt.

Er hatte viele merkwürdige Bücher gelesen, viel zweckloses Zeug gelernt und trug Brillen. Sein Gang war unsicher. Seine Finger zuckten immer wie im Krampf.

Der Direktor Obermayer hielt ihm eine Antritts- und Ermunterungsrede.

Als er zum ersten Mal in seiner Klasse über Klopstocks Jugend erzählte, war der Direktor anwesend ..... Ferdinand hielt einen kleinen roten Jungen mit seinen Blicken wie eine Schlange. Der kleine Junge wurde ohnmächtig ....

Der Vater starb. In einem abgetragenen glänzenden Tuchrocke schritt der Supplent Neubauer hinter dem Sarge. Er hörte das Bellen von großen schlanken geschmeidigen Hunden, seine Mutter ging an seiner Seite, ganz in Weiß, eine hohe müde Frau. Und alles duftete von weißen Rosen .... Als sie den Vater hinunterließen, trat er tränenleeren Auges an den Rand. Das Grab war so tief ..... Ganz unten aber, wo jetzt der Sarg mit dumpfem Poltern aufstieß, brannte eine mächtige Flamme. Diese Flamme war eigentlich in einem Kamin, und vor dem Kamin saß ein alter grauer

Diener . . . . Tante Marie schluchzte so laut, daß er zusammenfuhr. Ihn fröstelte. Der Oktoberwind wehte scharf.

— — — — — — — — — — — — —

„Stehn Sie auf, Herr Supplent!“ Die Hauswirtin donnerte an die weißgestrichne Stubentüre. „Es ist jemand vom Gymnasium da.“ Keine Antwort . . . . . Der Schuldiener legte das Auge an das Schlüsselloch. „Alles still“, sagte er. „Fehlt ihm was?“ — — — „O, dem fehlt immer was oder gar nie“, meinte die Wirtin. „Er ist ein halber Narr“, bemerkte der Schuldiener. „Wachen's auf, Herr Doktor!“ rief er jetzt und polterte. — — —

Sie erbrachen die Türe. Der Körper des Supplenten Dr. Ferdinand Neubauer lag im blaugestreiften Nachthemde mager und lang in der Morgensonne. „Jesus Maria!“ kreischte die Frau. „Na so was!“ brummte der Schuldiener.

Die Seele Ferdinand Maria Eugens Grafen von Thurm-Hocheck aber schwirrte wieder mit den Millionen kreisender Seelen in der Finsternis der Ewigkeit.



Die Erzählung „Von Tod zu Tod“ ist, einigermaßen verändert, dem 1902 erschienenen Bande „Von Tod zu Tod und andre kleine Geschichten“ entnommen.

Erzählende Prosa

von

Richard Schaukal:

Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Mit einem Vor-, Mittel- und Nachwort 1901

(Daraus als verbesserter Einzeldruck) **Mimi Lynx.** Eine Novelle 1904

Grossmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen 1906 (2. Auflage 1906)

Eros Thanatos. Novellen 1906

Kapellmeister Kreisler. 13 Vigilien aus einem Künstlerdasein. Ein imaginäres Porträt 1906

Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten 1907

(4. verbesserte Auflage, mit einem notgedrungenen Nachwort) 1908

Prosper Mérimées Ausgewählte Novellen. I. Band 1908

Gedichtbücher

von

Richard Schaukal:

*Gedichte	1893
*Verse (1892—1896)	1896
Meine Gärten	1897
*Tristia	1898
*Tage und Träume	1898
*Sehnsucht	1900
Pierrot und Colombine	1902
Das Buch der Tage und Träume	1902
Ausgewählte Gedichte	1904

In Vorbereitung:

Buch der Seele.

Außerdem an **Dramatischem:**

***Rückkehr.** Ein Akt	1894

*) Nicht mehr im Handel.

An **Essayistischem:**

Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.


32101 069155511

